



Wanderungen

von

Em. Huch.

Mit Illustrationen von Gustav Olms.

Preis 60 Pfg. oder 72 Heller Ö. W.



1905.

Katholische Verlagsgesellschaft m. b. H.,
Frankenstein in Schlesi.

Die Katholische Verlagsgesellschaft mit beschränkter Haftung in Frankenstein in Schlessien

ist eine Gesellschaft geistlicher Herren aus Schlessien, Rhein-
land und Österreich, welche die Herausgabe und Verbreitung
guter katholischer Volksschriften nicht als Erwerbsquelle, sondern
als Apostolat betrachtet und vor allem darauf bedacht ist,
dem katholischen Volke gediegene Volksschriften zu bieten,
welche ebenso unterhaltend als belehrend und veredelnd wirken.

fesselnde Er-
apologetische Schr-
und zur Bekämpfung
litteratur, welche
befähigt, die Forderung
zuwirken an den gro-
der Gegenwart, wer-
lages ausmachen.

Die Ausstattung
gute; schönes Papier
Augen beim Lesen
strationen und fe-

Die Preise
billig. Die zum
kosten je nach Um-
sodaß sie zur Ma-
Beziehung geeignet

Außerdem hat die Ver-
Sortiments-Buchhandlung eingerichtet, und will auch
geeignete Volksbücher anderer katholischer Verlagshandlungen
durch Kolportage verbreiten.

Das Unternehmen ist vom heil. Vater, Papst Leo XIII.,
mittels Breve vom 7. Februar 1902 gutgeheißen, belobigt
und gesegnet worden.

Der Reingewinn aus Verlag und Sortiment fließt
statutenmäßig katholischen Zwecken, insbesondere den kirch-
lichen Bedürfnissen unserer Diaspora und unseren Missionen zu.

KSIEGARNIA
ANTYKWARIAT



20,-

533847 F
XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Wanderungen

von

Em. Huch.

Mit Illustrationen von Gustav Oims.

1905.

Katholische Verlagsgesellschaft m. b. H.,
Frankenstein in Schlesien.



80035

908

Mit Druckerlaubnis Sr. Eminenz
des Hochwürdigsten Herrn Cardinals und Fürstbischofs
Georg Kopp von Breslau.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten

Druck von Franz Huch, Frankenstein i. Schl.

ZBIORY SLASKIE

Als K 881 44 S



Stetten, Geburtsort des † P. Henle, sein Wohnzimmer im Elternhaus, Geburtshaus und Saline.



Stuttgart.



Wenn ich, lieber Leser, dir verrate, daß das, was ich dir unter obigem Titel biete, nicht einen Roman, sondern Reiseeindrücke und Erinnerungen umschließt, so wirst du vielleicht wenig Lust verspüren, mir zu folgen. Reiseerlebnisse, wirst du sagen, bieten so viel Bekanntes; sie bewegen sich immer im selben Geleise. Man kennt schon die Berge und Städte des Landreisenden und die Schilderungen über fliegende Fische, Unwohlsein und wechselndes Wetter der Seefahrer.

Mein Freund, gehe eine Strecke mit mir und siehe zu, welche Pfade ich dich führen werde und ob ich dir nicht doch einiges zeigen und bieten kann, das Wert und Nutzen für dich haben möchte.

Den Weg entlang wirst du, so hoffe ich, manch' schönes Blümchen finden zum duftigen Strauß als Andenken an unsere Wanderungen. —

Was ich gesucht auf diesen Wanderungen und nun nochmals mit dir im Geiste suchen und besuchen will, das sind nicht Sehenswürdigkeiten und Naturschönheiten, obwohl wir sie gern betrachten wollen, wenn wir ihnen gerade begegnen; es sind hauptsächlich Menschen. Nun, der Mensch ist ja das edelste Gewächs im Garten Gottes; edler und herrlicher als Alpen, Alpenweilchen und Alpenglühen, edler und schöner als alles das, was Menschen aus den von Gott gegebenen Stoffen geformt, erfunden und geschaffen mit der Kraft ihres Geistes und dem Geschick ihrer Hände.

Ja, der Mensch ist das edelste Gewächs im Garten der Schöpfung, auch wenn er nicht eigentlich edel ist; er

ist doch edlen Stammes, edler Herkunft, edler Bestimmung und veranlagt zum Edlen, und selbst in der tiefsten Entwürdigung vermag er es nicht, den Adel seiner Menschheit ganz auszutilgen. Und wenn der Mensch wirklich edel ist, wenn er seiner Bestimmung und den hohen Zielen, die Gott ihm stellt, nachlebt und würdig seine Menschenwürde trägt — wenn das Wirken der Gnade in seiner Seele durchleuchtet durch das Körperliche und das ganze Wesen und Leben die reine, gnadenerfüllte, Gott und den Nächsten liebende Seele widerspiegelt, dann ist's schön und tröstend, unter Menschen zu sein, und der liebe Gott selbst hat gesagt: „Meine Lust ist es, bei den Menschenkindern zu sein.“

In Philippsdorf in Böhmen.

Im Frühjahr 1901 führte mich mein Weg nahe an Philippsdorf vorüber und ich benützte freudig die Gelegenheit, die liebe Gnadenstätte, welche die seligste Jungfrau sich in unserer Zeit (im Jahre 1866) erwählte zu besuchen.

Die damals wunderbar geheilte und durch Erscheinung und Ansprache der lieben Gottesmutter begnadigte Magdalena Kade ist alt geworden, ihr Haar gebleicht, aber sonst ist sie ganz die nämliche. Es scheint, daß die liebe Muttergottes sich eigens diese fast allzu nüchterne, trockene, einfache Person erwählte, weil gerade ihre Eigenart jeden Verdacht ausschließen mußte, es könne sich um das Gebilde einer erhitzten Phantasie handeln. Freilich zeugten auch die vielen wunderbaren Heilungen unwiderleglich für die Wahrheit der Aussagen Magdalenenens.

Als ich im Jahre 1876 das erstemal Philippsdorf besuchte, lebte Magdalena Langhans noch am selben Orte, deren Beine und Arme während elf Jahren verkrümmt waren und sich, als man sie sterbend auf ihrem

Bett über die Gnadenstelle im Häuschen der Jungfrau Kade gebracht, sich plötzlich gerade streckten, so zwar, daß die Umstehenden es hörten. Im selben Moment war die Kranke gesund. Das aus Holz erbaute Gnadenhäuschen war 1876 noch erhalten, jedoch an eine andere Stelle versetzt. Hier fand ich damals ein einfaches Landmädchen ihren Gefährtinnen vorbetend. Es war ebenfalls eine Geheilte. Bei meinem zweiten Aufenthalt im Jahre 1878 hielt eine junge Dame, welche früher gänzlich gelähmt war und hier plötzlich geheilt worden, eine Danksagungsnovene.

Magdalena Kade reinigt noch täglich Fußboden und Bänke der Gnadenkapelle. Den Altar über der Gnadenstätte aber hält ein Laienbruder des Redemptoristenklosters in Ordnung, da Magdalena denn doch zu alt für das Steigen geworden ist.

Die Kirche ist groß und schön aber ein jeder Betende ist da wie auf dem Präsentierteller. Das liegt in dem romanischen Stil und selbst in der Bauart der Bänke. Undächtiger läßt sich's in der Gnadenkapelle beten, das Sanctissimum ist auch hier aufbewahrt. Ganz nahe der Kirche finden wir die sächsische Grenze und die großen Leinwandfabriken von Alt- und Neu-Gersdorf.

Früher einmal saß mir ein protestantischer Arbeiter jener Fabriken im Eisenbahncoupee gegenüber und erzählte mir, er ginge mit seinen Genossen oftmals in die Gnadenkapelle und sehe und höre dem Beten zu. „Der Unterschied“, so fügte er wörtlich hinzu, „zwischen den Protestanten und Katholiken ist der: wir liegen immer nur über der Krippe, die Katholiken heben den Kopf nach oben.“ Der Mann wollte sagen, im Protestantismus lebt man allzusehr dem Erwerb und Genuß, das Himmlische ist zumeist Nebensache; dem Katholiken ist das Ewige Hauptsache, das Materielle Nebensache. Der einfache Mann hatte den Nagel auf den Kopf getroffen. Nur sollten wir, im Besitze der Wahrheit und der Quellen des Heils, viel eifriger und konsequenter dem Ewigen

und Unvergänglichen uns zuwenden. Es ist uns viel gegeben, darum wird auch viel einst von uns gefordert werden. Ob jener Arbeiter dem Strahl der Gnade gefolgt oder aber den Hunger der Seele mit der Sorge um das Irdische zu betäuben suchte?

Die Katholiken schauen nach oben! Ja wohl! Da betet Tag um Tag Magdalena Kade inmitten einiger mit ihr alt gewordenen einstigen Schulgenossinnen und den anwesenden Wallfahrern zu bestimmten Stunden in der Gnadenkapelle. Es ist kein bloßes Lippengebet, es ist ein Beten aus innerstem Herzen, ein Beten für die ganze Kirche, für die ganze Menschheit, für die Gerechten und die Sünder, die Kreuzträger und die Glücklichen, ein Beten für jegliche Noth, für die Bekehrung der Heiden, Ungläubigen, Juden und Irrgläubigen, ein flehen um das Heil aller. In diesem flehen und Beten muß Gott seine Freude haben, es ist die weltumfassende Liebe katholischer Herzen, die da hinströmt zu ihrem Gott, von dem sie ausgegangen und zu dem sie alles hinziehen will, es ist die Theilnahme der Kinder Gottes, der Jünger Christi am Werke der Erlösung.

Über was hat man mit dem Beten erreicht? Sieht es nicht übel genug in der Welt aus?

Ja, es ist vieles dunkel und schwarz, aber es ist auch vieles licht und hell. Und Gott weiß, wie es aussehen würde, wenn nicht so heiß und innig von katholischen Herzen gebetet würde.

Und dann unterschätze man nicht den Wert des Unbetungs-, Dank- und Sühnegebets. Gott ist die ewige Güte und Schönheit. Seine Ehre und Verherrlichung ist unser aller Ziel und soll zugleich unser ewiges Glück sein.

In Dresden.

Meine zweite Station war Dresden. Wer dorthin geht, will auch zur internationalen Kunstausstellung. Doch hierfür reichte meine Zeit nicht aus; überdies schreckte mich der Gedanke an die antike und moderne indescende Kunst zurück; Plakate in allen Eisenbahn-coupees gaben genugsam von dem Vorwiegen dieser Richtung Zeugnis.

Ich suchte die Hofkirche auf, und als ich die Thüren verschlossen fand, ging ich in das naheliegende Restaurant an der Elbe, setzte mich ans Fenster und schaute hinaus auf die Wasser des Stromes und wartete. Und während des Wartens betrachtete ich die vielen schwer mit Baumstämmen beladenen Kähne, welche oft 6—7 an der Zahl von einem Dampfer gezogen wurden. So lange ich auch hinaus sah, die baumbeladenen Kähne nahmen kein Ende. Und so geht es jahraus, jahrein. Und doch braucht ein Baum so viele, viele Jahre, um eine so stattliche Höhe zu erreichen. — Wie gut, daß der liebe Gott uns Berge gegeben, auf denen nichts gedeiht, als der Baum; so kam Er den Menschen zu Hilfe, welche sich so schwer darein finden können, nicht auf jeglichem Ackerland alljährlich zu ernten.

Endlich kam einer der Erwarteten, ein Sohn meiner verstorbenen Schwester, deren letzter Wunsch ihre Kinder meinem Herzen noch näher brachte, als sie es schon durch die Bande des Blutes und der Freundschaft waren. Der Andere hatte keinen Urlaub erhalten, ob mit oder ohne seinen Willen, ich weiß es nicht.

Der Kleine aber, der da kam und den ich seit 5 Jahren nicht gesehen, war kein Kleiner mehr, ich sah in seiner hohen und kerzengeraden Gestalt den Nachkommen und Verwandten heimgegangener „Größen“ meiner Familie, die mit Vergnügen einst über ihre seltene Höhe scherzen hörten. Wie alle Söhne frommer Mütter wollte er einst zur Freude der Seinigen Priester werden.

Und, nachdem schon ein älterer Bruder dem nämlichen Vorsatz untreu geworden, war er der Mutter stille Hoffnung. Aber nicht lange währte es, da begann schon der Entschluß des Kinderherzens zu wanken. Er begleitete oft den Vater, einen Arzt, wenn dieser nach auswärts gerufen war. Der Knabe saß da vergnügt neben dem Kutscher und begeisterte sich für das Vergnügen des Rosselens. So kam er denn bald zu der Entscheidung: „Ich will Kutscher werden“, und auf eine verwunderte Zwischenrede folgte die Antwort: „Kutscher ist auch hübsch.“ Und der Kutscher freute sich über den kleinen Gefährten. Aber er sollte die Wandelbarkeit menschlicher Stimmungen erfahren, denn nicht lange, und der Kleine wollte Stoffreisender werden. Wie er dazu gekommen, wußte niemand zu sagen. Nun sind lange Jahre darüber hingegangen. Die treue Mutter ist geschieden, und der kleine Wildfang, der alles in Schrecken setzte durch seine halsbrecherischen Kletterkünste, hat sich recht hübsch entwickelt, wobei die Patres eines Knaben-Erziehungshauses in Belgien auch ihr Verdienst haben. Zur Zeit ist der Vorsatz, Marine-Offizier zu werden, „unerschütterlich“ und schwärmt der kleine Große natürlich für eine unbegrenzte Flottenvermehrung. Nachdem ich mich freudig überzeugt, daß die Gesinnungen des Knaben noch treu und entschieden katholisch, mußte er scheiden, um sein Schulpensum zu erledigen, indessen ich seinem Vater noch von dem und jenem berichten mußte.

Am nächsten Morgen besuchte ich die Hofkirche und fand dort sehr wenige, aber andächtige Beter. Die fromme königliche Familie besucht gewöhnlich nur Sonntag und Feiertags die Hofkirche, an Wochentagen die Kapelle des Schlosses. Diese gute fromme Königsfamilie ist nicht auf Rosen gebettet. Sachsen ist ein Feld, wo der blindeste Haß gegen die katholische Kirche wahre Meisterstücke sich leistet. Wie hat man den edlen Prinzen Max verfolgt wegen seiner Wahl des priesterlichen Berufes

und um seiner Wirksamkeit willen für arme italienische Arbeiter. Prinz Max, der nur für Gott und seine Mitmenschen lebt, mußte sein Heimatland verlassen, das stolz sein sollte, ihn zu besitzen.

Bei dem verstorbenen König Johann erbat sich einst eine Deputation protestantischer Pastoren eine Audienz. Der König erschien und vernimmt, wie man allen Ernstes das Unsinnen an ihn stellt, er möge den Thronfolger protestantisch erziehen lassen. Nur ein Wort hatte darauf der edle König: „Meine Herren, meine Krone können Sie jederzeit haben — mein Gewissen — niemals!“ Sprach's, wandte sich um und verschwand. Die Pastoren schlichen beschämt hinaus, sie ergriminten zwar, daß der Anschlag nicht gelungen, aber sie mußten in ihrem Innersten doch ihren König hochachten.

Es gab eine Zeit, da führte man das Wort Toleranz stets im Munde, jeder Mann, der Anspruch machte, als Gebildeter zu gelten, wollte tolerant sein. Es war vielfach nur ein Aushängeschild, aber es konnte doch in weiteren Kreisen ernst genommen werden, und darum und weil es dem offenen Kampfe hinderlich, hat man längst die Maske fallen lassen. Heut ist die Parole gegen die katholische Kirche diejenige Voltaires: „Ecrassez l'infame!“ „Vernichtet die Schändliche!“

Und um das zu erreichen: „Verleumdet recht stark d'rauf los, je stärker und dreister die Lügen aufgetragen werden, desto sicherer werden sie geglaubt und selbst bei den Kleingläubigsten bleibt immer etwas hängen.“

O ja, es bleibt immer etwas hängen, es bleibt so viel hängen, daß es uns Katholiken oft unmöglich dünkt, daß Menschen mit gesundem Menschenverstande es glauben können.

Ein Mann, bereits in den achtziger Jahren stehend, hatte den traurigen Mut, sein Leben mit einer noch nicht dagewesenen wahrhaft dämonischen That zu beschließen, mit einer Schrift voll von unerhörten Verleumdungen der katholischen Priester, der katholischen

Beichte, der katholischen Frauenwelt und der ganzen katholischen Kirche, eine That, für welche ein anständiger Ausdruck fehlt, um sie gebührend zu bezeichnen.

Und diese furchtbare Schand- und Lügenschrift wurde und wird in Massen, auch vom „Evangelischen Bunde“, verbreitet!

Grafsmann hatte die Anweisungen des heiligen Alphons für Beichtväter in einer maßlosen Weise entstellt, gefälscht, aus dem Zusammenhange herausgerissen. Wider besseres Wissen! Nach Grafsmann sind alle katholischen Priester, alle katholische Frauen, alle Katholiken scham- und ehrlose Verbrecher und die Beichte ist nach ihm die Centrale aller Schandthaten.

Und ein solcher Mensch hat Glauben gefunden! Im „hellen“ Sachsen hat man mit Freuden sich an diesen maßlosen Verleumdungen ergötzt, in Nürnberg hat man zu „Gewaltverfahren gegen die Ultramontanen“ aufgerufen, wenn der ehrlose Verleumder bestraft werden sollte.

Es giebt jedoch, Gott sei Dank, auch noch billig denkende Protestanten. So schreibt Paulsen: „Man mußte dem Beichtiger, der selbst nicht die Erfahrung oder die Fähigkeit hatte, sich in so diffizilen Sachen zurechtzufinden, mit möglichst genau gefaßten Anweisungen zu Hülfe kommen. . . . Zweierlei muß man hierbei nicht vergessen; erstens, daß diese Moralbücher nicht bestimmt sind, dem Laien in die Hand gegeben zu werden, als Lehr- und Erbauungsbücher; sie dienen dem Beichtvater zur Instruktion. Zweitens, daß diese Moral nicht das Ideal, sondern das Minimum, das von jedem bei Strafe gefordert wird, formuliert. Das Ideal, auf welches die Predigt beständig hinweist, ist das Leben der Heiligen.“

Mit scharfem aber gerechtem Tadel urteilt Professor Krüger in Gießen über das Grafsmann'sche Nachwerk. („Christliche Welt“ 1895, 1012, 13.)

In der „Allgemeinen konservativen (protestantischen)

Monatschrift", Oktober 1891, äußert sich ein Protestant über den Verkehr der katholischen Priester mit der katholischen Laienwelt nach Beobachtungen, wie er sie zur Zeit der Trierer Wallfahrt gemacht habe. Er gesteht, daß er nicht ohne Neid diesen Verkehr beobachtet habe und daß allgemein den Priestern die größte Zuvorkommenheit entgegengebracht wurde, unaufgefordert hätten auch die Eisenbahnbeamten ihnen besondere Rücksicht bei der Placierung in den Coupees geschenkt. „Trafen aber“, so fährt er fort, „Bekannte mit dem Priester zusammen, zumal Glieder seiner eigenen Gemeinde, so war es erstaunlich, mit welcher Ehrfurcht der Mann behandelt wurde, und wie ihm besonders die Frauen eine geradezu kindliche Verehrung entgegenbrachten. Es ist klar, wer in solchem Grade die Achtung des Volkes besitzt, der kann auf dasselbe, wenn er will, einen schrankenlosen Einfluß ausüben. Der Verkehr der Frauen mit den Priestern, auch der gebildeten, hatte einen unverkennbar religiösen Charakter, und ich habe nie bemerkt, daß ein Geistlicher sich dabei taktlos benommen hätte. . . . Man mag sagen und denken, was man will, aber wenn ein Stand in so allgemeiner Achtung steht, so muß er sich auch danach benommen haben: er hat sich keine groben Ausschweifungen und Unwürdigkeiten zu Schulden kommen lassen.“

Im Jahre 1893 sandte mir ein Leser in Münsterberg ein protestantisches Blatt zu, das schändliche Verleumdungen und Beschimpfungen gegen die Beichte enthielt; er bat mich, diese Angriffe gebührend zurückzuweisen. Ich schrieb daraufhin einige Artikel und gab sie dem Buche „Unser Glaube ist ein vernünftiger Glaube“ als Anhang.

Vor der zweiten Auflage wurde ich vom Verlage*) ersucht, diesen Anhang dahin zu ändern, daß ich die schlimmsten Angriffe gar nicht erst erwähne; denn es

*) Steyler Missionsdruckerei

sei doch wohl gar zu selten, daß solche schändliche Verdächtigungen gegen das Bußsakrament gehegt würden, und sei es nicht anzunehmen, daß so schmutzige Verleumdungen geglaubt würden. Ich bin dem Ersuchen nachgekommen, aber heut bedauere ich es und habe bereits gebeten, für die 3. Auflage die erste Fassung zu wählen.

Mariaschein vorüber.

Während den Wartens an der großen Glaswand im Restaurant an der Elbe hatte ich Zeit, die Eisenbahnkarte zu studieren. Das letzte Ziel der Reise lag tief unten im Württembergischen und bis dahin wollte ich noch zwei Orte besuchen, eine große Stadt (eine Residenz) und ein kleines, ganz kleines, weltverlorenes Dörfchen. Eigentlich ist die Sache nicht ganz richtig, ich wollte in der Großstadt nicht die Stadt, nicht ihre Sehenswürdigkeiten auffuchen, sondern wie ja der Leser schon weiß, ich suchte Menschen.

In dem kleinen, weltverlorenen Dörfchen aber, da suchte ich auch Menschen, aber zugleich auch wollte ich Ort und Gegend kennen lernen, und warum ich das wünschte, davon reden wir später, zunächst sind wir soweit noch nicht; denn es ist eine weite Strecke von Dresden nach Stuttgart, und das war die nächste Station, auf der ich Menschen besuchen wollte. Der Weg führt über Nürnberg, und es hatte mir jemand den wohlmeinenden Rat gegeben, dort anzuhalten und mir die mittelalterlich erhaltene Stadt einmal anzuschauen. Und ich gedachte dem Rate zu folgen. Zwei Wege führten nach Nürnberg, der eine durch Sachsen, der andere durch Böhmen, und ich entschloß mich, den letzteren zu wählen, weil ich gern einmal wieder durch Gegenden und Orte kommen wollte (wenn auch nur durchgehend im Eisen-

bahnwagen), wo ich einst oft geweilt und wo ich Freude und Schmerz durchkostet hatte. Der Billetverkäufer, oder um mich korrekter auszudrücken, der Fahrkartenverkäufer, redete mir wohlwollend zu, doch nicht durch Böhmen zu fahren, das sei eine sehr langsame Fahrt. Aber ich dachte, es schadet nichts, wenn es langsam geht, da betrachtete ich die alten bekannten Orte etwas besser. „Sie werden an mich denken“, sagte der Sachse, verwundert und unwillig über den Eigensinn, „wer nichts in Oesterreich zu suchen hat, fährt nicht über Oesterreich.“ Und ich hatte nichts da zu suchen, rein nichts, ich wollte ja nur die Orte sehen, an die alte Erinnerungen sich knüpften.

Wir fuhren an der Elbe entlang, deren auf einer Seite niedriges, reich mit Ortschaften und Heimis für Sommergäste besetztes Ufer von riesigen Felswänden begrenzt wird, deren wildromantische Schönheit nur hier und da Menschenhände beeinträchtigen, welche, nachdem sie die Wälder heruntergeschlagen, nun auch die Felsen selbst abzutragen suchen und die losgehauenen Stücke auf Kähnen entführen. Gegenüber hat die Eisenbahn ihren Damm aufgeführt, hart an hohen Felsen vorbei. So geht es in Windungen durch ein wunderbar schönes Stück Erde bis hinein ins Böhmerland.

Wir fuhren an Mariaschein vorüber und ich stand am Fenster und schaute mit Sehnsucht und Wehmut hinaus auf die alte, schöne Wallfahrtskirche. Es lagen noch viele Stationen vor mir, und so mußte ich mich begnügen, meine Huldigung dem Heiland im Tabernakel und meine Grüße und Bitten an seine heiligste schmerzreiche Mutter, die Gnadenmutter von Mariaschein, nur im Vorüberreifen zu senden. Ich stand lange am Fenster, so lange, als ich Mariaschein noch erblicken konnte. Ich suchte den Kalvarienberg und den Kirchhof, wo mehrere der guten und frommen Patres schlummerten, die ich gekannt, P. Schneeweiß, P. Rungaldier (der in späteren Jahren seine glänzende ärztliche Praxis in Nürnberg aufgab, um

Jesuit zu werden), P. Dworsak. Sie waren tot, andere in ferne Gegenden verstreut, die einst dort gewirkt, und die Knaben von damals waren Männer geworden, und es war längst eine andere Generation auf ihren Plätzen. Ich war fremd geworden dort und die Zeit von damals war tot. Vor 16 Jahren war ich das erste mal dahin gekommen und diese kurze Welle Zeit hatte die Menschen hinweggespült und andere dahingeführt, so manche hatte sie an den Ufern der Ewigkeit abgesetzt, andere in tollem Wirbel, in Sturm und Wetter umhergetrieben und zum Kampfe gezwungen mit den tosenden Fluten, vorbei an gefährlichen Rissen und schauerlichen Untiefen. Ich hatte ein Gefühl, als schaute ich aus dem Jenseits in das Diesseits, so groß war der Riß mit der Vergangenheit.

Da war es entschwunden, daß schöne Mariaschein mit seinen Erinnerungen und ich kehrte wieder zurück zur Gegenwart und ich hörte den Donner rollen und die wilden Wogen anstürmen an den Felsen, auf dessen Spitze das Haus Gottes herabschaute, auf das wilde, entfesselte Meer. — — —

Und ich sah Menschen am Fuße des Felsens landen, Menschen mit dämonischen Zügen, es waren Juden und Judengekossen und alte Heiden und neue Heiden, es waren Schwärmer für das „Moderne“ in Kunst und Litteratur, es waren falsche Philosophen und Wölfe in Schafspelzen; sie kamen mit allerlei Werkzeugen und sie suchten sie einzuhamern in den Felsen, nicht an einer Stelle, sondern überall ringsum. Aber die Waffen wurden stumpf, und die bösen Menschen fluchten und lästerten, und der Schweiß rann ihnen herab von der Stirn in großen Tropfen. Während diese nun vergeblich sich mühten, schlichen andere hinauf und lockten mit Syrenengesang so manche heraus, die glücklich und in Frieden gewohnt im Hause Gottes. Und sie folgten dem Syrenengesange und den falschen Vorspielungen und andere den verführerischen Reizen, die man ihnen enthüllte, um die Bestie in der

gefallenen Menschennatur zu entfesseln. Und ich sah zu meinem Schrecken. und ich sah es zu meinem bitterem Herzweh, wie so viele folgten, und wie die bösen, dämonischen Menschen die armen, wie von Opium Berauschten auffingen, und dann höhrend und grinsend hinabwarfen in die Tiefe. Es kamen noch viele wieder zu sich und sie streckten ihre Hände aus flehend und bittend, und sie erreichten auf Tod und Leben kämpfend wieder den Felsen, und sie klangen empor von Engeln gehalten und von mitleidigen Menschen gestützt, aber viele, viele erstickten die Mahnungen ihres Herzens und die Flut kam und rieß sie fort und trieb sie in den Abgrund — für ewig.

War denn aber Niemand da, der gegen diesen mächtigen Ansturm höllischer Mächte das Haus Gottes verteidigte? O ja, Scharen knieten im Hause Gottes und beteten und ihre Engel gingen und kämpften und es kamen viele, Priester und Laien, Gelehrte und Ungelehrte, und mit der Würde der Wahrheit und Gerechtigkeit traten sie den Frevlern entgegen und wiesen ihnen nach, wie ihr Gott der weise, wahrhaftige Gott, und das Haus auf dem Felsen sein Haus. Und es gab auch unter diesen manche, die ihr Ohr und ihr Herz nicht verstopften, und sie sprachen, wie Paulus auf dem Wege nach Damaskus: „Was willst Du, Herr, das ich thun soll?“ Und sie folgten dem Rufe von Oben und ließen sich leiten hinauf in das Haus ihres Gottes, des ewigen, barmherzigen Gottes, der so langmütig zusieht dem frevlen Treiben der Menschenkinder, und keines verdammen, alle nur erretten möchte, die nur wollen gerettet sein; aber sie wollen nicht! — Doch Gottes Langmut harret ihrer und seine Sonne scheint über Gerechte und Ungerechte.

Die Judenpresse und die zwei wartenden Frauen auf dem Bahnhofe in Commetau.

Da waren wir in Commetau, und hier öffnete man die Thüren und rief uns zu: 4 Stunden Aufenthalt. — Da dachte ich an den Mann in Sachsen, — aber ich tröstete mich bald; denn Commetau war ein Name, der einen angenehmen Klang für mich hatte. In Mariaschein nämlich, in dem alten, die Kirche umgebenden Säulengange, der nach der, der Kirche zugewandten Seite offen, nach der anderen durch eine Mauer abgeschlossen ist, befinden sich ringsum Wandmalereien, welche an Begebenheiten erinnern, die einst sich hier abgespielt, oder auf die innigen Bitten frommer Wallfahrer in der ferne erfolgt sind. Die Pilger von Commetau kehrten in diesen Bildern öfter wieder und so verknüpfte sich mit diesem Namen etwas von der Sympathie, die ich für den Gnadenort selbst empfand. Doch das Wetter war unsicher, der Weg staubig und der Ort entfernt, so verblieb ich auf dem Bahnhof. In dem Restaurant desselben lagen eine Menge Zeitungen und Journale, ich nahm eins nach dem anderen, aber alle kamen sie von Juden und Judengenossen, von den „Modernen“ und von den Wölfen in Schafspelzen. Ich blickte in einige hinein, aber ich konnte es nicht lange aushalten; denn kein Kind, das seine Mutter liebt, kann ertragen, daß man sie schmähzt und lästert, und es wird um so mehr sein Inneres knirschen, je reiner und besser die Mutter ist. Und die unserige ist hehr und rein und schön und heilig, und wir lieben sie und wollen sie lieben immerdar; dazu helfe uns Gott! Ja, unsere Mutter, du katholische Kirche, der wir alles verdanken, Leben und Dasein, Trost und Freude, Frieden und Hoffnung, — wie sollten wir ertragen, daß man dich schmähzt! — Unser Leben? Ja gewiß, selbst unser irdisches Dasein. Wärest du nicht gekommen und hättest du nicht unsere wilden germanischen und slavischen 1c. Voreltern ge-

zähmt und milde und sanft sie gelehrt die böse, wilde, entartete Natur zu beherrschen, und zu schonen und zu lieben die Mitmenschen, so hätten sie in Jorn, Grausamkeit und Wollust sich gegenseitig zahlreich umgebracht. Und wenn auch unsere Voreltern am Leben geblieben, und auch wir das Licht der Welt erblickt hätten, jedoch in der Wildheit des Heidentums aufgewachsen wären, wenn wir entbehren sollten den Trost und die Freude, den Frieden und die Hoffnung und die Gnaden, welche die heilige, treue, liebende Mutter Kirche uns spendet — wenn wir entbehren sollten den, der ihre Sonne, ihr Mittelpunkt, ihr Licht und ihr Leben und ihre Ruhe ist — o wie arm wären wir dann, wie irrend und tappend in Nacht und Finsternis. — —

Und diese Mutter, stets sich bewußt, daß sie aller Menschen Mutter sein und sie wiedergebären soll zu einem neuen Leben, zu einem reinen Leben, sie, die ihre Arme ausstreckt auch nach Juden und Judengenossen, nach Heiden und „Modernen“, nach den Verführern im Schafspelze, um sie zu reinigen von allem Schmutze und zu kleiden mit der Gnade und an ihrem Herzen sie zu erwärmen und zu nähren, sie wird mit Schmutz und Kot beworfen selbst von eigenen, ungeratenen, böswilligen und verführten Kindern. Und das darf man thun frank und frei und offen, und diese ehrlosen Verleumder und Frevler behaupten das Terrain und kein einziges katholisches Blatt im ganzen Saale, damit ja der Nebel um so dichter sich auf die Augen der Verblendeten lege.

Da fiel mein Auge auf einen schmählichen, gegen den österreichischen Thronfolger gerichteten Artikel. Ein Zeichen der Zeit, ein Charakteristikum der Lage, daß ein Wort, ein so einfaches Wort,¹⁾ wie es Mannes- und Christenpflicht forderte, auf der einen Seite so maßlose Beschimpfungen hervorrufen, auf der anderen dem Erzherzog als eine Großthat angerechnet werden konnte.

¹⁾ Zu Gunsten christlicher Schulen.

Es war doch ein so einfaches, selbstverständliches Wort! Und doch war dies selbstverständliche Wort in der That eine Großthat und es gehörte für den künftigen Kaiser ein Stück Heroismus dazu, auch nur mit diesem einfachen Wort der ganzen wilden Rote entgegenzutreten. Das ist traurig, betäubend, aber solche Zeiten und solche Stürme haben auch ihr Gutes; sie rütteln auf und sie fordern die Kinder der Kirche zur ernstesten Gegenwehr und zum Kampfe auf Leben und Tod. Wer, dessen Herz edel, wird sich nicht vor seine Mutter stellen und sie schützen wollen? So regt dieser Unsturm zum Heldenmut an, zur Liebe und zum Leben aus dem Glauben. — Mit dem vorigen Kulturkampf hat man nicht erreicht, was man wollte; nun fängt man's anders an. Es erscheint räthlicher, in den katholischen Ländern zu wühlen und zu agitieren, dort, so meint man, ist man auf den Sturm nicht gerüstet, und es müsse Effekt machen und der Welt imponieren, wenn der Aufstand und Sturm gegen die katholische Kirche, oder, wie ein sächsisches Kirchenblatt sie nannte, gegen den „alten bösen Feind“ scheinbar von den eigenen Kindern selbst ausgehe. Und es mag das auch manche Kurzsichtige und Schwache, und es mag besonders die längst innerlich faulen, dem Namen nach katholische Glieder der Kirche blenden, aber Sachverständige und Weiterschauende wissen sehr wohl, wo die Hintermänner sind, sie wissen, wer die Minen gelegt und mit welchen Mitteln da gearbeitet worden ist. In den Höhlen der Sünde und des Lasters holte man die erste Truppe und dann ging man weiter, listig und fein die Fäden spinnend, um die Indifferenten, Bequemen und die unerfahrene und noch schwache Jugend zu fördern.

Und so arbeiten sie zusammen, die Männer des vollendesten Unglaubens und die Männer des „lauteren Gotteswortes“; sie reichen sich brüderlich die Hand; denn es gilt ja den „alten, bösen Feind“ zu schlagen und endlich zu töten. —

„Ich hoffe es noch zu erleben, daß das Narrenschiff der Zeit am Felsen der Kirche zerschellen wird“, so hat einst einer gesprochen, der dann selber sich an das Ruder stellte und alles aufbot, mit seinen Batterien die Felsenkirche zu zerstören. Aber er kam wieder zur Besinnung, er hoffte in der That, daß er es noch erlebe, daß sein eigenes Schiff an diesem Felsen zerschelle; und er hatte Eile und trieb es voll Hast an die steinigen Mauern an, er war froh, daß es zerschellte, und es war diese That wohl die beste und mutigste seines Lebens.

Aber eine neue Zeit und neue Narrenschiffe sind aufgetaucht; und ob auch sie am Felsen der Kirche zerschellen werden, so dürfen wir doch die Gefahr, welche den Seelen droht, nicht unterschätzen und nicht bequemer Ruhe uns hingeben. — — —

Da sitzen zwei Frauen am selben Tisch während der langen Stunden des Wartens in Commetau. Aus Höflichkeit fallen so einige Worte gegenseitig.

Ich vernehme da auch, daß die Frauen nach „Klösterle“ fahren, einer nicht mehr fernen Station. Der Name „Klösterle“ fällt mir auf, und ich frage nach dem Ursprunge desselben. Da höre ich denn, es sei einst nur ein Kloster da gewesen und es hätten sich in der Nähe, Leute niedergelassen, erst einige wenige, dann mehr und mehr, so sei die Ortschaft entstanden, einige noch erhaltene Kreuzwegstationen erinnerten an das längst zerstörte Kloster in dem einst „Pfaffen“ gelebt hätten.

„Was lebte da?“ fragte ich und meinte, nicht recht gehört zu haben.

„Pfaffen — Mönche“, antwortete die Jüngere, „diese haben Bier gebraut und solche Geschichten gemacht.“

Ich suchte zu begreifen: Also Bier brauen, Landwirtschaft treiben und Erzeugnisse der Landwirtschaft verwerten, das ist ein todeswürdiges Verbrechen! Freilich nur für Mönche, für Andere sind das ehrbare und löbliche Beschäftigungen. Wenn die Mönche dem betenden und beschaulichen Leben obliegen und sich in körperlichen

Strengheiten üben, oder wenn sie die Wissenschaft pflegen, um die Früchte ihres angestregten Studiums der Menschheit zu hinterlassen, oder wenn sie sich mit der Erziehung der Jugend abmühen, oder Tage und halbe Nächte im Beichtstuhl sitzen, umringt von einer dichten Volksmenge in drückend schwüler Luft, Geist und Herz fieberhaft angestrengt von dem Verlangen, der Gerechtigkeit zu genügen und dem Sünder möglichst schonend aus seinen Netzen herauszuhelfen, oder wenn sie sich erschöpfen in Kanzelvorträgen und Exercitien — so sind sie trotz alledem in den Augen einer kurzsichtigen Menge, welche für Geistesarbeit kein Verständniß besitzt, und welche nur die eigene körperliche Arbeit schätzt und meint, das andere sei alles Spielerei das lasse sich nur so aus dem Ärmel schütteln zur Zerstreuung und Bekämpfung der Langeweile, dafür hätten ja die Leute studiert — so sind sie, sage ich, trotz alledem nur „faule Mönche“. Armes, bethörtes Volk! Beschimpfst du so deine Wohlthäter, deine Väter? Waren es nicht die Mönche, welche unsere Voreltern alles lehrten, Hand- und Feldarbeit, Religion und Kunst und Wissenschaft? Sind sie es nicht gewesen, welche ihre Wunden verbanden und ihre Herzen trösteten, welche sie glücklich machten für die Erde und den Himmel und welche heut noch alles dies in den heidnischen Ländern thun und vieles davon auch in den unserigen, soweit man sie nur duldet und ihrer Hilfe begehrt?

Es ist ein trauriges Armutszeugnis für einen jeden, der sich fangen läßt von den mit dämonischem Haß erfüllten Feinden der Orden und Klöster!

Es ist beschämend für solche verblendete Kinder der Kirche, wenn selbst im protestantischen Lager Stimmen sich erheben zum Ruhme und zum Lobe unserer Klöster.

So hat unser Kaiser zu den Mönchen in Maria Taach ihn selbst hoch ehrende Worte gesprochen, und ob auch der Leser sie schon vernommen, so möchte ich sie doch noch hier einfügen:

„Es ist Mir selbst eine große Freude, wieder zu Ihrem Orden zu kommen, von dem Ich weiß, daß er nach seiner ganzen Tradition die Kunst zu wahren, zu pflegen und im Sinne der alten Ueberlieferung auszubilden befähigt ist. Von berufener Seite habe ich schon vernommen, wie schön und dem Stil der alten Zeit angemessen, die Restauration der Kirche in Maria-Laach vor sich geht. Da fühlte Ich mich selbst bewogen, hierher zu kommen und die Kirche in Augenschein zu nehmen. Ich habe Ihnen den Hochaltar geschenkt in Erinnerung an die großen Verdienste, welche die Benediktiner um Wissenschaft und Kunst allezeit sich erworben haben. Ich habe es Mir auch angelegen sein lassen, den Hochaltar Ihrer Kirche ebenfalls im Geiste der alten Zeit ausführen zu lassen, und es wird Mich freuen, wenn Mir dies gelungen, und Ich bin zufrieden, wenn nur der Altar Ihnen gefällt. Seien Sie überzeugt, daß auch in Zukunft Meine kaiserliche Huld über Ihrem Orden schweben wird, und überall, wo Männer sich zusammenthun, um die Religion zu pflegen und auch hinauszutragen in die Völker, werden sie Meines Schutzes sicher sein.“

Im Jahre 1894 schrieb ein Protestant, ein dänischer Dichter und Schriftsteller*), in einem Reisebericht von den geschmähten „Pfaffen“, den Mönchen und Nonnen, daß sie das Menschengeschlecht davor beschützen, unter der Wucht von Gottes Zorn zermalt zu werden, daß sie den Blitz der himmlischen Strafen von einer gleichgültigen Welt abwenden. „An dem Tage“, fährt er fort, „wo alle geistlichen Orden aufgehoben würden, alle Mönche und Nonnen ausgerottet, alle Klöster in Hotels für elegante Landstreicher und erotomane Abenteuerinnen verwandelt würden — an dem Tage würde die Welt von einem sozialen und geistigen Elend überflutet werden, von dem der drückende Pauperismus (Verarmung) und der tötende Pessimismus (Schwarzseherei) der gegenwärtigen Zeit nur einen geringen Vorgeschmack giebt.“

Und warum das? Weil damit die Menschheit ihre höchsten Ideale aufgeben, ihre hingebendsten Helfer und Tröster verlieren würde und in ihnen zugleich diejenigen, welche durch die Größe ihrer Selbstentäußerung und den

*) Johannes Jörgensen. „Das Reisebuch“, S. 175. Johannes Jörgensen ward 1896 katholisch.

Heroismus ihres Opferlebens Ersatz leisten für so viele Mängel, Sünden und Frevel einer weiten und großen Welt.

Nach Nürnberg.

Es war Zeit zum Einsteigen und ich verließ Cometau mit schmerzlichen Eindrücken. Da saß ein Mädchen von 24 Jahren, das fuhr zum erstenmale auf der Eisenbahn. Es kam aus der Nähe von Braunau und wollte nach Bayern, um einen tödtlich erkrankten Bruder zu pflegen. Dem armen Kinde hangte vor der Weite des Weges, dem Reisen und der Ankunft zur Nachtzeit auf der letzten vom Ziele noch ziemlich entfernten Station. Kurz vor dieser trennten sich unsere Wege. Bei Umsteigen und Zollrevision an der Grenze war ich ihm behilflich. Da kam schüchtern die Bitte: „Ach, wenn Sie doch mit mir reisen könnten!“ Das konnte ich nun doch nicht, aber ich gab ihm recht bestimmte Ratschläge, damit es nicht in seiner Unerfahrenheit irgendwelchen Bauern- und Mädchenfängern anheimfalle. — Wenn man so im fremden Lande ganz fremden Menschen, die man einmal sieht und denen man dann nie wieder begegnet, eine Gefälligkeit erzeigen kann, oder auch solche von ihnen erfährt, so gewährt das dem Herzen eine besondere Freude. Es fühlt so recht die Gemeinsamkeit der Herkunft und der Bestimmung und die Erlösung um den nämlichen hohen Preis.

In Kirchenleibach trennten sich unsere Wege, und hier mußte ich wieder warten — mitten in der Nacht, etwa 4 Stunden. —

Es ist ein ganz kleiner Bahnhof und nur wenige, zu gleichem Schicksal verurteilte Reisende wurden da abgesetzt. Wieder dachte ich an den Mann in Sachsen, der wirklich einen „hellen“ Rat mir erteilt hatte.

Einige schlaftrunkene Männer lagen auf den Bänken und Tischen. Der Restaurateur schloß sein Büffet und ging davon; ich saß allein an einem Tische, und es wurde mir fast bangsam zu Mute.

Um den Schlaf zu vertreiben und die Schwüle abzuschütteln, ging ich zuweilen hinaus auf den Perron; zum Glück gab es keine Perronsperre. Über die Nacht war kühl und ich mußte notgedrungen wieder hinein, wozu menschenfreundliche Beamte, die hin- und hergingen, mir rieten. Wie nun alle Zeit ein Ende nimmt, so kam auch endlich der Augenblick, da es gestattet ward einzusteigen, um die Weiterreise nach Nürnberg fortzusetzen.

Es war Sonntags — Morgens gegen 7 Uhr, als wir in der berühmten mittelalterlichen Stadt anlangten. Schleunigst machte ich mich auf und suchte das nahe dem Bahnhof gelegene katholische Gesellenhospiz auf. Nun bin ich zwar kein Geselle, aber ich hatte gelesen, daß das katholische Gesellenhospiz eine Anzahl Zimmer an Fremde zu vergeben habe, und machten Katholiken (und besonders der Klerus) gern von der Einrichtung Gebrauch.

Da wollte ich nun sehen, ob noch ein Zimmer frei sei. Es standen noch einige zur Wahl, zu nur 1 Mark und 1 Mark 25 Pfg.

Eindrücke

die ein Protestant in Nürnberg erhielt.

Ich schüttelte den Reifestaub von mir und frug nach einer nahen Kirche. Man nannte mir die zwei katholischen Kirchen, St. Klara und die Liebfrauenkirche. Ich wählte die Letztere. Der Weg führte mich an schönen, herrlichen, von Katholiken erbauten Domen vorüber. Da ist St. Sebald und dort die protestantische Liebfrauen-

Kirche und hier St. Lorenz. Wemütig schaute ich an diesen herrlichen Bauten hinauf, den Zeugen katholischen Glaubens, Liebens und Lebens. Man hatte sie ihrer Bestimmung entzogen, aber man hatte es nicht vermocht, zu verhindern, daß jeder Verständige und Denkende Eindrücke der katholischen Wahrheiten empfangen.

Vor dem Portale von St. Lorenz stand einige Jahre früher der schon genannte protestantische Schriftsteller. Er blickte auf die zahlreichen geschnitzten Holzfiguren, auf die Muttergottes mit dem Jesuskinde, die heiligen drei Könige und den Stall mit den Tieren, auf die Darstellungen des Kindermordes und die Flucht nach Aegypten, auf die Darstellungen des bitteren Leidens des Erlösers und seiner siegreichen Auferstehung und des jüngsten Gerichtes.

Und so in die Beschauung des Werkes des mittelalterlichen Künstlers vertieft, lag die Seele jenes Meisters offen vor ihm, sein Glauben, sein Hoffen, sein Lieben, und zugleich erkannte er die heiße Sehnsucht des Menschengeistes in allen Zeiten und allen Nationen nach dem Erlöser und Erretter von der großen, drückenden Schuld; und er wundert sich über die Thoren des Unglaubens, welche aus dieser heißen Sehnsucht eine Waffe gegen den Messias machen wollen, während doch dieses gemeinsame Verlangen, Sehnen und Hoffen nur Zeugnis sei dafür, daß der Messias kommen sollte und wollte.

So dachte er, der nach seinem eigenen Geständnisse allen Glauben verloren und in dem tieffsten Schrecken der Nacht und Sünde sich verloren hatte. Er hatte sein Erbteil vergeudet und an den Trägern der Schweine seinen Hunger zu stillen gesucht, aber nichts konnte ihn sättigen, nichts seinen Durst löschen, sein Herz schrie nach dem Erlöser, nach Versöhnung und Gnade.

„Lorenzkirche, Frauenkirche, Sebalduskirche, Germanisches Museum“ — so schreibt er weiter — „überall eine und dieselbe Kunst des Mittelalters — una sancta et catholica (einig, heilig, katholisch) wie seine Kirche.“

Ob der Künstler . . . mit Farben oder in Holz, in Stein oder Erz, in Gewebe oder Emaille arbeitet — immer ist es derselbe Inhalt, dieselbe ewige Stoffreih, die Werk auf Werk gebärt. . . .

deren Gleichen wir später nie mehr gesehen haben.

Wie sind sie zahlreich, die sanften, frommen Madonnen und Heiligen, deren Antlitz von den alten Altären leuchtet, unter weißen leinenen Kopfbinden, mit tiefen, tiefen Seelenaugen.

Und alle haben sie dieselbe reine Ruhe, dieselbe heilige Schönheit, die man sonst nirgendwo findet auf dem ganzen, weiten Erdfreise.

Daher kommt es, daß man in Nachdenken verfällt, wenn man sich nach stundenlanger Beschauung zur Ruhe setzt in einer alten Kapelle, wo die Karthäuser einst ihr Brevier beteten.

Und man denkt an jene alten Meister, deren Namen kaum noch bekannt sind. Diese alten Künstler, die in Holz schnitzten und in Silber gossen und in Stein hauten, und auf Holz und Leinwand und Mauern malten, und blaue Emailleheilige in die goldenen Deckel der Reliquien-schreine einlegten, zwischen großen roten und grünen Juwelen, und die das alles so machten, daß sie noch Meister und Muster sind, und die es alles „zur Ehre Gottes“ thaten Ich entsinne mich einer Geschichte, die mir vor Kurzem erzählt wurde.

Eine Gesellschaft von Touristen kam auf die Türme des Kölner Domes hinauf, um die Arbeiten zu beobachten, die damals noch im Gange waren. Ganz oben auf der Turmspitze trafen sie einen alten, bärtigen Arbeiter, der saß und auf das Zierlichste hämmerte und meißelte. Kleine Blumen und Schnörkel haute er aus und bedeckte die ganze Fläche des Steines mit schönen Ornamenten.

Einer der Herren fragte verwundert den Alten: „Über warum sitzen Sie doch und geben sich alle diese Mühe? Es ist ja Niemand, der es von unten herauf

Glocke des Chorknaben Sanctus läutete, ich sah ihre Rechte das Kreuzzeichen machen, als die Glocke die Verwandlung des Brotes und des Weines zum Leib und Blut des Ewigen verkündete — ich sah sie, sich dreimal reumütig an die Brust schlagen, als das Gebet zu dem Lamm Gottes aufstieg, das die Sünden der Welt trägt — und endlich sah ich sie aufstehen beim letzten Evangelium, dem Evangelium vom Worte, das im Anfange war, und da bekreuzten sie die Stirn, die Lippen und die Brust.

Es war Markt draußen auf dem Platze, und jeden Augenblick kam eine Frau herein mit ihrem Korb voll Gemüse und anderen Einkäufen, stellte den Korb bei Seite, kniete und betete ein Ave, ehe sie sich wieder in den Schwarm hinaus begab. Und Schuljungen kamen herein mit ihren Büchern unter dem Arm, legten sie neben sich auf die Bank, knieten, bekreuzten sich und beteten, ehe sie in ihre Schule gingen.

Und ich dachte bei mir selbst, als die Messe beendet war und ich mich wieder allein in der Kirche befand: Wie verschieden ist nicht dieser Anfang des Tages von dem unsrigen daheim! Diese Menschen weihen Gott ihre Gedanken, Worte und Gefühle und gehen mit dem Kreuze bezeichnet in den Tag hinaus. Wir ergreifen, sobald wir erwacht sind, eine Zeitung und halten unsre Morgenandacht, indem wir eine teuflische Hostie konsumieren (genießen), zusammengeknetet von allen Uebeltaten des gestrigen Tages.“ — — —

Das waren die Gedanken des Protestanten Jörgensen bei seinem Besuche in Nürnberg.

Noch einige Stunden in Nürnberg.

Draußen vor der Kirche suchte ich den Weg zu meiner Wohnung, und konnte mich nicht gleich zurecht finden. Ich frug eine ältere Frau; sie erteilte mir nicht nur die erbetene Auskunft, sondern erzählte mir vom Prinzen Max, der zwei Jahre in Nürnberg als Kaplan von der Liebfrauenkirche unermüdlich und überaus segensreich gewirkt. Im Beichtstuhl sei er so viel in Anspruch genommen worden, daß er stets am längsten darin verbleiben mußte. Bei der wachsenden Gemeinde, der Menge zugezogener Arbeiter aus verschiedenen Ländern, der geringen Zahl katholischer Kirchen und Priester, fand sein Opfergeist ein reiches und weites Feld. Seine Güte, so erzählt das Frauchen, sei sehr viel mißbraucht worden, und habe er sich oft jeglicher Mittel entblößt.

Dem Nachmittagssegen wohnte ich in St. Clara bei, einem armseligen überfüllten Kirchlein. Man hatte in der That die Katholiken gut ausgeplündert! Und wie viel Raum mochte nicht frei sein in alten, herrlichen geraubten, jetzt protestantischen Kirchen!

Nürnberg ist bestrebt, seine alten Bauten aus dem Mittelalter zu erhalten und neue im alten Style aufzuführen, um den Ruf der mittelalterlichen Stadt sich zu erhalten und zugleich in ihm ein Lockmittel für den Fremdenverkehr zu bewahren.

Man riet mir dringend die Museen zu besuchen, aber die Zeit erlaubte es nicht; doch wollte ich wenigstens die Burg mir ansehen.

Die Burg gehört dem bayrischen Königshause und ist in bewohnbarem Zustande, doch sind der Räume nicht allzu viele und darf die Begleitung der Herrschaften nicht zahlreich sein. Die Nebengebäude sind von Kastellansfamilien bewohnt, zum Teil wie es scheint vermietet. Neben recht schönen religiösen Bildern fand ich in einem Saale ein recht unsittliches Bild. Arme entartete Kunst! Wie konntest du so tief sinken und dich, du hehre Gottesgabe,

besudeln mit dem Schmutze der Leidenschaften und in den Dienst des Bösen dich stellen!

„Hier ist das Zimmer der Königin Maria“ (Schwester des verstorbenen Kaisers Wilhelm), sagte die Führerin mit besonderer Wärme. Königin Maria hat in Bayern ein schönes Andenken hinterlassen. Die hart geprüfte Mutter, die so standhaft und ergeben ihr Kreuz trug, hatte alle Mütter für sich. Schmerzen verklären die Herzen. Königin Marias Herz suchte den Balsam und Trost der Religion. Das Leiden war ihr eine Schule. Sie wandte ihr ganzes Herz dem Unvergänglichen zu, der ewigen Wahrheit. Und in dem aufrichtigen Streben nach voller, reiner, ungetrübter Wahrheit, fand sie den Weg zur katholischen Kirche, und die schmerzreiche, von ihr innig geliebte Gottesmutter half ihr kämpfen und siegen.

Zwei übereinander liegende, übrigens allen Schmuckes beraubte Kapellen zeigt die Burg, die neuere aus dem 12., die ältere aus dem 9. oder 8. Jahrhundert.

Folterkammer und Hexenprozesse.

Im alten Turme der Burg ist die Folterkammer mit den Werkzeugen der Martern und Hinrichtungen. Es gingen viele hinein, um sie anzuschauen, aber ich that es nicht. Es waren außen Reklamezettel aufgehängt, welche die Neugier wecken und zum Eintritt für besonderes Entree auffordern sollten. Da waren angekündigt die gewöhnlichen bekannten Folterwerkzeuge und die schreckliche „eiserne Jungfrau“. So benannt nämlich wurde ein eisernes, grausames Instrument, das den zu der härtesten Todesart Verurtheilten aufnahm, mit eisernen Spitzen durchbohrte und tödtete.

Man rühmt sich heut der milden Strafgesetze und vergißt, wie wir früher schon einmal sagten, daß alle moderne

Milde nichts ist, als ein Ausströmen aus dem Liebesherd der Kirche, eine Frucht der Moral des Christentums, die Zeit zu ihrer Reife brauchte; denn nicht so schnell konnte die Kirche die harten, aus dem Heidentum stammenden Rechtsanschauungen überwinden.

Und dann sah die Zeit lebendigen Glaubens eine härtere irdische Strafe nicht als ein so schreckliches Unglück an. Ihr Auge war auf die Ewigkeit gerichtet, sie suchte den Verbrecher seelisch zu retten, und durch die Härte der Justiz ihn und die ganze Menschheit zu erschüttern. Alles betete für den Armen, der gerichtet wurde und sein bitterer Tod sollte ihm als Fegefeuer dienen. Das war auch die Gesinnung, in welcher die Verurteilten in den Tod gingen.

Siehe da, hier finde ich auch Ankündigungen von Berichten über Herenverurteilungen und von einer als Here verbrannten Nonne. Das ist nun so angekündigt, als seien die Herengerichte etwas spezifisch Katholisches gewesen.

Es ist aber das gerade Gegenteil davon wahr. Der Glaube an Menschen, welche mit dem Teufel sich verbündet und durch seine Hilfe den Menschen in außergewöhnlicher Weise schaden können, findet sich bei allen Völkern, und es ist nicht zu läugnen, daß es solche Fälle, namentlich im Heidentum, gegeben hat; ja noch heut erleben die Missionare derartige Thatsachen.

Der Herenglaube gewann im 14. Jahrhundert allgemein an Ausdehnung und allerlei Überglauben verknüpfte sich damit, doch suchte diesem die Kirche energisch zu steuern. Sehr viel trugen zu der Ausbreitung und Ausgestaltung des Herenglaubens die Schwärmer für die alten heidnischen Klassiker (Humanisten) bei, welche nicht nur für die Form der Sprache, sondern auch für den abergläubischen Inhalt der alten Heidentexten sich begeisterten.

Daher die Erscheinung, daß das Volk in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts mit Heren- und Zauber-

schriften überflutet wurde. Eine ganz besonder Förderung erhielten diese Vorstellungen durch die protestantische Lehre von der Allgewalt Satans über jegliche Creatur, und der vollen Ohnmacht des sündigen Menschen. Diese Lehre ging in die protestantischen Bekenntnisschriften über und bald entstand eine eigene Litteratur von Herenpredigten. Der Herenwahn wurde unter den Protestanten epidemisch und man plagte die Gerichte an, daß sie zu lar vorgingen. Nachdem in protestantischen Ländern dieser Wahn ungeheuren Umfang erlangt, brach er sich auch in katholischen Gegenden Bahn und zwar in solchen, in denen der Protestantismus sich festgewurzelt hatte; am stärksten tobte die Herenverfolgung in den protestantischen Ländern. Die Bekämpfung des Herenwahn und der Herenprozesse geschah von katholischen Priestern.

Büßungen der Kirche und Büßungen der Welt.

Auf den Reklamezetteln am alten Turme der Burg wird da auch auf Bußwerkzeuge hingewiesen, welche fromme Klöster und Weltleute gebraucht hätten, um ihre sinnlichen Begierden zu ertöten und ihr Fleisch zu beherrschen. Aus jeder Zeile kann man herauslesen wie man jene Mönche und Nonnen und frommen Christen verlacht und als Thoren ansieht.

Das Bußstreben und Bußbedürfnis des Menschenherzens, das als ein Zeugnis für die Bußpflicht angesehen werden muß, findet sich in der ganzen Menschheit. Nur der Protestantismus hat sich in Gegensatz zu dem allgemeinen Herzensbedürfnis gesetzt und jede Buße für thöricht und überflüssig erklärt. Wir sind weit entfernt davon, irgend jemand zu schweren Bußübungen verleiten zu wollen. Unsere Zeit erfordert so sehr der rüstigen Arbeit; die Bedürfnisse sind andere, wie ehemals. Die materiellen und geistigen Interessen beanspruchen unser Aller Kraft

und Arbeit. Stürme und Kämpfe verlangen unsere Gegenwehr. Auf diesen Gebieten liegen im Allgemeinen in unserer Zeit die Bußübungen für die Kinder der Kirche.

Nehmen wir dazu die beständige Arbeit in der Beschneidung der wilden Sprößlinge unseres Seelenlebens und unserer widerspenstigen Natur, wie sie dem Christen als heilige Pflicht obliegt, und die Beobachtung der festgelegten Fastenbußen, die Ertragung der Schmerzen und Leiden von innen und außen, der geistigen und der leiblichen — dann ergeben sich Bußungen, welche den ganzen Menschen in Anspruch nehmen.

Indeß auch unsere Zeit hat die stillen verborgenen Büsser. Die Berufungen sind verschieden und die Mannigfaltigkeit unter den Blumen im Garten Gottes entzückt das göttliche Auge, entzückt jeden verständigen Beobachter und ist ein Zeugnis für die Herrlichkeit und Größe unseres Gottes.

Aber die Geister scheiden sich. Und die Unglücklichen, welche Gott und den Himmel und mit ihm konsequenterweise alle Ideale, alle Begriffe von Gerechtigkeit, Güte und Tugend aufgegeben haben, verstehen nicht mehr unsere Sprache, verstehen nichts von Opfer und Entsagung, von Ertötung, Bezähmung des Fleisches und der Nachfolge des gekreuzigten Heilandes der Welt. — In ihren Augen sind wir Thoren geworden und ganz besonders sind die stillen verborgenen Büsser und Büsserinnen für sie ein Gegenstand des Spottes und Hohnes.

Ihnen giebt jener mehrfach erwähnte dänische Schriftsteller gebührend Antwort. Er fand bei einem Antiquar ein Buch, geschrieben von einem großen Büsser Heinrich Suso. Das Buch beginnt mit den Worten:

„Brich Deine Lust zu ausschweifendem Sehen und üppigem Hören; laß Dir das, was Dir früher zuwider war, wohl schmecken und aus Liebe lustbar sein; suche all' Deine Ruhe in Mir zu finden, ersticke willig alles Böse, begehre Schmach, laß ab von Deinem Begehren und stirb willig ab von allen Deinen Gelüsten. Dieses

ist der Anfang in der Schule der Weisheit, wie es zu lesen ist auf dem aufgeschlagenen und ausgebreiteten Buche meines gekreuzigten Lebens.“ *)

Der Protestant las diese Worte und erwog sie. Er wußte auch von den harten, übermenschlichen Büssungen dessen, der das Buch geschrieben, Büssungen, so schwer und furchtbar, daß unsere Natur entsetzt und voll Schrecken zurückbebt. — Endlich, auf eine himmlische Mahnung hin, ließ Suso ab von dieser Bußstrenge und warf sein Bußhemd in den Fluß.

Der Protestant Jörgensen, dessen Werke bezeugen, wie tief er die „Schrecken der Nacht“ gekostet, und er, der weiß, wie zahlreich die Genossen dieser Schrecken, er spricht zum seligen Suso also:

„Heiliger Suso — die Weisheit, die ich aus meinem Weinkruge eingesogen habe, macht, daß ich kein Ärger-
nis an Dir nehme. Ich kenne die Martyrer der Aus-
schweifung, die kein härteres Gewand tragen, sondern
Bandagen, und deren Ungeziefer ebenso reichlich
wimmelt, wie das Deinige! Und ihr Leib ist von den
Krallen der Wollust zerfetzt, und sie sind nicht Diener
der Weisheit, sondern der Thorheit!

Und, heiliger Suso! ihnen ereignet sich nie, was
sich Dir eines Abends ereignete. So erzählst Du von
Dir selbst — vom Diener der ewigen Weisheit: „Es
geschah einmal, daß er in den Chor eintrat, am St.
Agnestage. Er war allein und stand in der niederen
Stuhlreihe des rechten Chores. Zu dieser Zeit hatte
er besondere Drangsale schwerer Leiden, die ihn quälten.
Und als er so trostlos dastand, und niemand bei ihm
oder um ihn war, da wurde seine Seele entzückt, im
Leibe oder außer dem Leibe! Da sah und hörte er,
was unaussprechlich ist für alle Zungen.

Es war ohne Form und Art, und hatte doch die
freudige Lust aller Form und Art in sich, das

*) So läßt Suso Jesus zur Seele sprechen.

Herz war lehnstüchtig und doch befriedigt; der Wille war heiter und blühend, seine Wünsche hatten sich zur Ruhe gelegt, und seine Begierde war von ihm gewichen. Er that nichts, als in den glanzvollen Schein hineinzustarren, in dem er das Vergessen seiner selbst und aller Dinge fand; ob es Tag oder Nacht war, das wußte er nicht; es war die ausbrechende Süßigkeit des ewigen Lebens in der stillstehenden, ruhigen Empfindsamkeit seiner Seele.

Dieses ist Suso geschehen.

Über — ô martyrs de la débauche! — (Der Sinn ist: o Märtyrer der Reinigungskuren, welche dem Easter folgen) wem von euch, wem von uns ist etwas Ähnliches geschehen?"

Dieses die Gedanken eines Protestanten über die Büßungen der katholischen Kirche!

Bei den englischen Fräuleins.

Neben dem katholischen Gesellenhause in Nürnberg liegt das Institut der Englischen Fräulein. Da ich die Weiterreise erst am nächsten Morgen beginnen konnte, gedachte ich das Institut einmal zu besuchen. Ich konnte mir zwar denken, wie es darinnen aussehen mochte, gerade so auch wie in anderen Klosterpensionaten mit einer Unmasse fröhlicher Mädchen, welche des Lebens Noth und Sorge noch nicht kennen gelernt. Es war das Interesse an der merkwürdigen Geschichte der Gründerin der Genossenschaft, ihren Leiden und Prüfungen, welches mich veranlaßte, dahinein zu gehen. Das „Englische Fräulein“ das mich umherführte in Kapellen und Sälen und sogenanntem Garten war erfreut, daß ich ihre Gründerin so gut kannte.

Die „Englischen Fräulein“ verdanken ihren Namen

der Herkunft ihrer Stifterin und deren ersten Genossinnen. Das Werk sollte in erster Reihe für England bestimmt sein, doch die zu jener Zeit dort wütende Katholikenverfolgung zwang die mutige Stifterin, ihr Vorhaben im Auslande zu beginnen.

Von der Heftigkeit und dem Umfange jener Verfolgung macht man sich schwer einen Begriff. Es würde Bücher erfordern, um ein getreues Bild von ihr zu entwerfen; nur einige Züge seien darum hier angeführt. Im Jahre 1559, kurze Zeit nach ihrer Thronbesteigung, forderte Königin Elisabeth von allen Unterthanen, die ein öffentliches Amt bekleideten, durch einen Eid die Anerkennung ihrer geistlichen Oberhoheit und Verwerfung der päpstlichen.

Wer diesen Eid verweigerte, wurde als Hochverräter mit dem Tode oder lebenslänglichem Kerker bestraft.

Nicht bloß wurde jeder katholische Priester, den man entdeckte, hingerichtet, es war auch für alle Laien, welche ihnen irgendwelche Hilfe leisteten, die Todesstrafe festgesetzt. Ein Edelmann, welcher einem Missionar in dem Augenblicke, als dieser von den Soldaten abgeführt wurde, seinen Hut gab mit den Worten: „Ich ehre zu sehr ihr heiliges Amt, als daß ich Sie mit bloßem Kopfe gehen lassen könnte“, wurde ergriffen und mit dem Priester hingerichtet. Ein anderer Katholik wurde ebenfalls hingerichtet, weil er für einen armen, ganz ermüdeten Priester ein Glas Bier bezahlt hatte. Viele litten die Folter und einen qualvollen Tod, weil sie Priester beherbergt und versteckt gehalten oder ihre von Unrat verpesteten Kerker, wo sie hilflos angekettet waren, gereinigt hatten. Ueberall gab es Spione, welche die Versteckten auskundschafteten. Die Gelderpressungen ruinierten die Katholiken wirtschaftlich. Für jede katholische Taufe mußten der königlichen Kasse 100 Pfund gezahlt werden, ebensoviel für jede katholische Trauung, und 20 Pfund für jede katholische Beerdigung. (5 Pfund sind etwas über 100 Mark).

Derjenige, der einen Rosenkranz, eine Medaille oder

ein Kreuz bei sich trug, wurde seines Vermögens beraubt (zu Gunsten der königlichen Kasse) und mit lebenslanglichem Gefängnis bestraft. Die katholische Witwe konnte ihren protestantischen Mann nicht beerben und die katholische Frau eines protestantischen Mannes kam ins Gefängnis, wenn dieser nicht für sie monatlich dem Könige 10 Pfund zahlte. Jeder Hausherr, der nicht die anglikanische Kirche besuchte, zahlte monatlich 20 Pfund, desgleichen für jeden Diensthoten oder Gast 10 Pfund. Protestantische Verwandte konnten einfach das Vermögen von Katholiken einziehen. Es ist dies nur einiges aus den Gesetzen, welche den Abfall oder die gänzliche Verarmung der Katholiken und die Füllung der königlichen Kasse bezwecken sollten.

Obwohl die Erziehung der Kinder im Auslande den Katholiken unter schweren Strafen verboten war und die Häfen von Spionen bewacht wurden, so gelang es doch vielen, ihre Kinder nach Frankreich und Belgien zu bringen. Jünglinge verließen das Vaterland, um in Rom in das englische Seminar einzutreten, in der Absicht, nach erlangter Priesterweihe heimlich und verkleidet zurückzukehren um unter fortwährender Todesgefahr den Glaubensbrüdern geistliche Hilfe und Trost zu bringen, bis es irgend einem Spion gelang, ihren Aufenthalt zu entdecken und sie der Märtyrerpalme zuzuführen.

Das war die Zeit, in welcher Maria Ward, eine junge Engländerin, ihre Stiftung ins Leben rief. Vor dem gab es nur Frauenklöster mit Klausur. Diese mochte in jenen Zeiten, in denen noch das Heidentum und die rohe Gewalt herrschten, als eine Schutzwehr erscheinen; als eine solche behielt man sie auch in den Zeiten des Glaubens bei, um die Klosterfrauen, die zumeist dem beschaulichen Leben oder charitativen Zwecken innerhalb ihrer Räume oblagen, in größerem Frieden und frei von Störungen zu erhalten. Man hoffte so auf um so zahlreichere Früchte. Eine solche Einrichtung für alle weiblichen Orden entsprach aber offenbar nicht der Mannig-

faltigkeit der Neigungen und Gemütsanlagen, wie es dem lieben Gott gefällt sie zu verleihen; darum mußten mit der Zeit neue Werke erstehen, um diese Lücke auszufüllen, und dies lag um so mehr nahe, als die Bedürfnisse der Zeiten dieselben notwendig machten.

Bahnbrechend in dieser Beziehung wirkte Maria Ward, die Stifterin der englischen Fräulein. Aufgewachsen mitten im Verfolgungsturm, glühte sie schon in frühester Jugend von dem Verlangen, in die Fußstapfen der Märtyrer ihres Landes zu treten. Die blutige Märtyrerkrone war jedoch für sie nicht bestimmt. Maria war für eine ruhmlose, scheinbar unfruchtbare Arbeit berufen. Vor ihrem Geiste stand eine Genossenschaft von englischen Damen, welche nicht durch das Ordenskleid und nicht durch die Klausur gehindert würden, in ihrem Vaterlande die katholische weibliche Jugend zu erziehen und ihren Glaubensgenossen in den harten Zeiten in den vielen seelichen und leiblichen Gefahren nach Möglichkeit Hilfe und Trost zu bringen. Zunächst für England bestimmt, dachte die Stifterin jedoch bald an eine Ausdehnung ihres Werkes in fremden Ländern. Daß das Unternehmen auf große Schwierigkeiten stoßen würde, war zu erwarten, und, wie es oft den Werken Gottes geschehen, daß sie am meisten von den Guten, ja selbst von einflußreichen Priestern und Bischöfen verkannt und aufgehalten werden, so geschah es auch der Stiftung der gottbegeisterten Engländerin; und das um so mehr, als es sich um eine neue Einrichtung handelte. Eigentlich war es nicht eine neue Einrichtung; denn sie erinnert sehr an die Vereinigung von Jungfrauen und Witwen, die sich in den Zeiten der Apostel dem lieben Gott weiheten.

Maria Ward ward irtümlicherweise der Keterei und des Ungehorsams gegen den Papst beschuldigt. Hohe Persönlichkeiten, sonst für alles Gute wohlgesinnt, schienen blind für Marias edle Bestrebungen und erreichten eine päpstliche Auflösung der Genossenschaft, ja sie internierten aus eigener Unmaßung die treue Tochter der Kirche sogar

in einem Kloster der Klarissinnen. Sobald der hl. Vater davon erfuhr, verfügte er ihre Entlassung, und als Maria nach Rom kam, warf sie sich ihm zu Füßen mit den Worten: „heiliger Vater, ich bin keine Ketzerin.“ „Ich weiß es, ich weiß es“, antwortete der Papst, erwies ihr Güte und Sorge und zeigte in offenkundiger Weise, wie sehr hoch er Maria Ward schätzte. Er gestattete ihren Töchtern bei ihr zu bleiben und auch die in verschiedenen Häusern lebenden durften vereinigt bleiben und der Jugend-erziehung sich widmen. Maria Ward wirkte während der letzten Jahre ihres Lebens mit einer Anzahl ihrer Töchter in England selbst. Von den Gerichten zum Tode verurteilt, gelang es einflussreichen Verwandten, die Hinrichtung zu vereiteln. Eine Vision zeigte ihr einen Bischof, durch welchen ihr Werk nach ihrem Tode wieder aufleben, sich ausdehnen und eine feste Basis erlangen würde. Dieses Gesicht hat sich erfüllt, und die Wirksamkeit der Töchter der geprüften Stifterin ist heute eine außerordentlich große, auf viele Länder sich erstreckende. Sie selbst aber, die Gründerin des Werkes, wird noch heut viel verkannt. Ihre Töchter aber lieben ihre verklärte Mutter und hoffen, daß einst ein Tag kommen werde, an welchem man allgemein in ihr sehen werde, was Papst Urban VIII. (derselbe Papst, der sie so hart geprüft hatte) in ihr nach seinen eigenen Worten erkannte: eine heilige Dienerin Gottes.

Bei meinen Stuttgarter Freunden.

Montag gegen Mittag kam ich in Stuttgart an. Ich überlegte schon längst, ob sich nicht hier ein Haus fände, wo es Fremden vergönnt wäre, katholische Luft zu athmen. So noch überlegend stand ich auf dem Perron. Da kam mir der glückliche Gedanke zu fragen, ob es nicht hier ein katholisches Vereinshaus gäbe. Aber wen fragen?

In Stuttgart sind die Katholiken stark in der Minderheit, nur etwa der achte Stuttgarter mag katholisch sein. Doch — siehe da, hier kommt ein Ehepaar, von Kindern begleitet, zur Seite ein Weltgeistlicher und ein Ordensmann. Die letzteren schienen hier fremd zu sein, daß Ehepaar wollte ihnen Wegweiser und Führer sein.

„Da hat der gute Gott nun schon wieder für dich gesorgt“, dachte ich. Auf meine Anfrage wurde ich sogleich erfreut aufgefordert nur gleich mitzugehen, man sei eben im Begriff, sich in das katholische Vereinshaus zu begeben. Die Dame fügte auf den Ordensmann deutend hinzu: „Der Herr hier will gleich Nachmittag weiterreisen, sonst hätten wir ihn mit zu uns genommen, aber unsere Wohnung ist zu entfernt.“

Das ist gemüthlich, dachte ich, da hätte man dich am Ende auch mitnehmen gewollt. Das katholische Vereinshaus, das den stolzen Titel „Europäischer Hof“ führt, ist ganz nahe dem Bahnhof gelegen — Friedrichstraße 15. Es ist ein großes, weites Gebäude.

Ich bekam Respekt vor den Stuttgarter Katholiken. Das nenne ich rührig und verständig. Der Zusammenschluß ist für die Kinder der Kirche stets überaus wünschenswert, und doppelt und zehnfach nötig in heutiger Zeit. Wie viel gegenseitige Unregung, Förderung, Schutz und Trost, wie viel Kraft und Stärke liegt nicht in solcher Vereinigung!

Nach dem Essen begab ich mich auf die Reise nach der Sonnenbergerstraße.

Stuttgart soll eine der teuersten Städte Europas sein, doch im „Europäischen Hofe“ sind die Preise sehr mäßige, eine Wohlthat besonders für die Studentenschaft — (es befindet sich dort eine polytechnische Hochschule).

Stuttgart liegt in einem großen Kessel, die Berge, welche ringsum die steilen, zum Teil steinernen Wände bilden, mochten ehemals als eine äußerste Grenze für die Ausdehnung der Stadt angesehen worden sein. Doch diese Ansicht ist heute überwunden; denn der Fremde

sieht ringsum die Stadt von neuangelegten oder im Werden begriffenen Bergstraßen umgeben. In manchen dieser Bergstraßen haut und schaufelt man an den steilen, zuweilen steinigen Erdwänden, bis man Terrassen und Platz für eine Villa, einen Vorplatz und ein Gärtchen geschaffen. Steintreppen führen da hinauf — und erinnern mich an mein Heim in Frankenstein.

Nachdem ich die Sonnenbergstraße erklimmen und in allen Stockwerken der bezeichneten Nummer nachgesucht, erfuhr ich, daß die Familie, welche ich suchte, ausgezogen sei und mit Unverwandten eine Villa bewohne. Das hätte ich nun freilich wissen können; denn wiederholt war mir die neue Wohnung angegeben worden. Aber ich hatte es vergessen, und, wie man zu sagen pflegt: „Was man nicht im Sinn hat, muß man in den Füßen haben“, — das mußte ich auch hier erfahren. Aber die Straße war nicht fern, bald war ich da und erstieg die zur Villa führenden Steintreppen.

Diejenigen, welche ich hier besuchen wollte, hatte ich im Leben nie gesehen, aber gleiche Interessen und Bestrebungen hatten uns in briefliche Verbindung gebracht und es war mir eine Freude, daß mein Weg mich hierher führte und ich so gute, edle Menschen persönlich kennen lernen durfte. Gewöhnlich macht man sich von Orten und Personen im Geiste ein Bild. Der große und unermüdliche Eifer des Herrn N. N. für die Ausbreitung des Glaubens und alle Interessen des Reiches Gottes, seine große Opferwilligkeit für alle Werke der Charitas, wie für jeden einzelnen wildfremden Menschen, davon ich Beispiele wußte, diese geistige Reise also, die man im Allgemeinen, in weltlichen Berufungen zumal, mehr in späteren Jahren findet, so daß man von frühgereiften Seelen, als von einer Jugend mit Greisensinn zu reden pflegt, waren Ursache gewesen, daß ich ein älteres Ehepaar mit erwachsenen Kindern zu finden meinte. Daher war ich sehr erstaunt, als ich einen noch ziemlich jugend-

lichen Herrn mit noch jüngerer Gattin und 5 Kinderchen im Alter von $1\frac{1}{2}$ bis 10 Jahren erblickte.

Mit aufrichtiger Herzlichkeit empfangen, wurde mir alles gezeigt, die kleine, aber freundliche Wohnung, die Blumen und Bäume, das Strauchwerk und die Plätze im Garten und die Kinderchen vor allem. Das eine der Mädlein war vor Kurzem, im Alter von 3 bis 4 Jahren, „Bräutchen“ oder „Bräutche“, wie der Würtemberger sagt, gewesen. „Ja, wie kann denn das sein?“ wird der Leser fragen. Bei jeglicher Primiz pflegt man ein Mädchen im Alter von etwa 3 bis 4 Jahren bräutlich zu kleiden mit Kranz und Schleier. Das also geschmückte Kind, welches passend die Unschuld und Reinheit repräsentiert, trägt nun im feierlichen Zuge dem jungen Priester die Myrthenkrone voran und bringt sie auch während der hehren Feier an den Altar. Der junge Priester, ein Franziskaner, war mit dem „Bräutche“ zusammen photographiert.

Da kam das älteste Kind aus der Schule heim, ein Knabe von 10 Jahren mit intelligentem Gesichtchen und klugen, reinen, dunklen Augen. Sie schauten so unbefangen, so vertrauend ins Leben, und viele schöne innige Wünsche stiegen in meiner Seele auf für das liebliche Kind. —

Wenn man von jemand sagt, er sei ein großer Wohltäter und Förderer religiöser Interessen, so meinen manche, da sei ein unergründlicher Reichtum vorhanden. In den allermeisten Fällen ist das ein sehr verfehlter Schluß. Die Liebe macht erfinderisch: Auch Herr U. U. besitzt keine Reichtümer; eine der Erfindungen seiner Liebe ist die Verwertung überseeischer, seltener und alter Marken. Wie viel Fleiß, wie viele Mußestunden hat er hierfür geopfert! Er ließ Albums anfertigen und klebte nach Sportsystem die Marken ein. Die fertigen Albums oder beliebte sogenannte Ganzsachen werden von Liebhabern gegen einen Beitrag für die Glaubensverbreitung eingetauscht. Wie wirksam Herr U. U. seinen Einfluß auch für alle anderen

kirchlichen Angelegenheiten privatim und in Vereinen, in der Presse einsetzt, das würde unmöglich sein, hier wiederzugeben.

Am folgenden Morgen wohnte ich in der St. Eberhards-Kirche der hl. Messe bei und wartete dann im „Europäischen Hof“.

Nicht lange, und ein Vetter und eine Cousine kamen mit herzlicher Freude herbeigeeilt. Sie hatten eben erst meine Karte erhalten, welche ihnen von meinem Aufenthalt Mitteilung machte und sich sofort hierher begeben. Bald kam auch Herr N. N., mit welchem ich die Geschwister bekannt machen wollte. Diese sind erst vor kurzer Zeit nach Stuttgart gekommen, zweier Brüder wegen, welche hier in hohen Stellungen bei der Armee dienen. Diese vier unverheirat gebliebenen Geschwister wohnen nun zusammen. Vetter P., der kein Amt mehr inne hatte, könnte recht gut Herrn N. N. ersuchte Hilfe bringen. Die Arbeit der Markensortierung u. wuchs diesem über den Kopf. Der gute Vetter aber hörte sehr schwer, und so konnte er anfänglich gar nicht recht begreifen, was wir von ihm wollten, er meinte, er solle auch die seltenen Marken liefern, und erwiderte uns wiederholt: „Ja, ich habe ja doch keine Marken.“ Als ihm die Sache klar wurde, stimmte er freudig zu und scherzte in heiterer Weise über das fatale seiner Schwerhörigkeit. Zuweilen sei es recht schlimm und könne von der Unterhaltung der Anderen kaum das zehnte Wort verstehen. Nun wollte er doch manchmal wissen, was die Leute so lebhaft besprochen und bitte er dann seine Schwester, ihm alles zu erzählen. Diese aber sei sehr kurz in ihren Berichten und so sei es seine häufige Klage: „Das ist doch nicht alles, die Leute haben so lange gesprochen und du erzählst so kurz.“

Herr N. N. führte uns im Vereinshause umher. Wir staunten über die großen mächtigen Säle und schönen Vereinslokale. Es haben hier ihr Heim der katholische

Leseverein, das Casino, der katholische kaufmännische Verein und die katholische Studentenvereinigung.

Der erstgenannte Verein steht unter dem Präsidium des Herrn Professor Dr. Müller. Ein schöner Lesesaal mit Vorzimmer ist das spezielle Bereich. Hier finden die die Mitglieder eine Bibliothek von 1200 Bänden. Es werden 145 Zeitungen und Zeitschriften gehalten. Im Winter veranstaltet man Familienabende. Der Verein hat seinen eigenen Singchor, seine Vorträge, sogar Theateraufführungen, und die unvermeidlichen Tanzgelegenheiten. Im Sommer macht man Ausflüge. Jeden Montag ist Herrengesellschaftabend angesetzt. — Das Casino pflegt Geselligkeit und Volksbildung. Dasselbe thut der Kaufmännische Verein, nebenher wird auch für Stellenvermittlung und wirtschaftliche Interessen gesorgt.

Soweit es die Zeit gestattete, zeigten meine gütigen Freunde mir auch Stuttgart. Ich mußte es zunächst von einer felsigen Unhöhe überschauen und dort sah ich zum erstenmale, wie die Würtemberger Bier trinken und trockenes Brod dazu essen. Je weiter südlich ich dann kam und später in Bayern, fand ich Butter auf Brod gänzlich ausgeschlossen. Die Würtemberger und Bayern halten ein Butterbrod für „Schleckerei“, wie sie sagen und wollen einem nicht glauben, daß bei uns auch der Aermste nicht sein Brod trocken essen will.

Katholische Kirchen zählt Stuttgart zur Zeit drei, davon wir die St. Eberhardskirche und Marienkirche besuchten. Erstere wird sehr fleißig von dem katholischen Teil des Hofes besucht. Bekanntlich besitzt der 52jährige König bis jetzt keine männliche Nachkommenschaft, auch sein Bruder ist kinderlos. Nächste Erbberchtigte sind die Glieder einer, seit fast 200 Jahren abgezweigten, katholischen Seitenlinie, welche früher in Oesterreich lebten, nunmehr aber dem Stuttgarter Hofe eingereiht sind. Das Haupt dieser Linie, Herzog Philipp, ist älter als der König, darum sieht man dessen Sohn, Herzog Albrecht, der mit

einer österreichischen Erzherzogin verheiratet ist, als präsumtiven Thronerben an.

Dieses junge Paar (das übrigens schon 6 Kinder erhielt, davon 5 am Leben sind) ist treu katholisch. Täglich geht der Herzog vor 7 Uhr (zuweilen auch um 6 Uhr) mit seiner Gemahlin zu Fuß nach der St. Eberhardskirche, wo sich beide mitten unter die Menge knien, um der hl. Messe beizuwohnen. Nur an Sonn- und Feiertagen benützen sie ihre Loge.*)

Stuttgart zählt 159000 Einwohner, darunter ungefähr 22000 Katholiken aus allen Gauen Deutschlands, aber auch Italiener, Franzosen, Schweizer und Westreicher. Die Organisation dieser katholischen Minderheit ist eine bewunderungswürdige, wie schon die wenigen angeführten Notizen über das Vereinsleben zeigen. Auch die kirchlichen Vereine und Bruderschaften stehen in schönster Blüte, desgleichen die Wohlthätigkeits-Vereine und die der Caritas, den sozialen Interessen, der Erziehung und dem Unterricht gewidmeten Institute und Anstalten. Wer einen näheren Einblick in diese großartige Organisation bekommen will, welche gewiß als mustergiltig anzusehen ist, der lasse sich aus der katholischen Buchhandlung von Prechter (Stuttgart, Calwerstraße 21) den „Wegweiser für Katholiken durch Stuttgart“ kommen. Es ist dies ein Büchlein, wie es jede größere Stadt haben sollte. Vielsach wissen die Katholiken nicht, welche schöne und herrliche Veranstaltungen und Einrichtungen für sie getroffen sind: wenn man nur allenthalben das Licht unter dem Scheffel hervorholen und durch solchen Wegweiser, ähnlich dem

*) Meine Reise geschah im Frühjahr 1901. Die fromme, junge Herzogin starb infolge einer Operation im Sommer 1902 zum größten Schmerz ihres Gemahls, ihrer Familie und des Landes. Fromm, wie ihr Leben, war ihr Tod. Als ihre Kinder, es war deren Zahl auf 6 gestiegen, an das Sterbelager gebracht wurden, segnete sie ein jedes einzelne. Ihrem ältesten Sohne, dem Erben des Thrones eines zum größeren Teil protestantischen Landes, sagte sie, als sie ihn umarmte: „Bubi, katholisch bleiben!“ Ihre letzten Worte waren: „Ich sterbe gern! Ich gehe ein zum Herrn.“

Stuttgarter, zur Geltung bringen wollte, würden sicher Unzählige den Weg finden, auf dem sie behütet, geschützt, gefördert und zu zeitlichem und ewigem Glück gelangen können.

Die Marienkirche ist ein schöner, gothischer Bau, rings von Anlagen umgeben. Der Kreuzweg innen ist ein Werk der Malerschule des Beuroner Klosters.

Zwei katholische Anstalten tragen in Stuttgart auch den Namen der lieben Gottesmutter: das Marienhospital, ein großes Krankenhaus mit 300 Betten, mit eigener Kapelle und eigenem Hausgeistlichen, ferner die Marienanstalt. Diese letztere ist ein Haus, wie es die Bedürfnisse unserer verkehrsreichen Zeit erfordern. Es bietet in einer Abtheilung ein Heim für weibliche Dienstboten, Arbeiterinnen, und leibliche und sittliche Fürsorge auf religiöser Grundlage. Eine zweite und dritte Abtheilung bietet dieselbe Fürsorge für Verkäuferinnen, Durchreisende, Schülertinnen &c. Unterrichtskurse für Haushalt, Handarbeit und Buchführung sind mit der Anstalt ebenfalls verbunden. Für ambulante Krankenpflege haben barmherzige Schwestern ein besonderes Haus.

Daß der katholische Gesellenverein sein eigenes Haus besitzt, versteht sich fast von selbst; gastliche Aufnahme findet bei ihm auch der Lehrlings- und Arbeiterverein. Weniger selbstverständlich wird es erscheinen, daß der Gesellenpräses im Hause wohnt und dasselbe eine eigene Hauskapelle besitzt. Die Küche wird von Schwestern besorgt.

Alle diese Anstalten konnte ich nicht besuchen, weil die Zeit nicht ausreichte, doch wollten wir auf Vorschlag des Herrn A. A. das Heim der katholischen Presse Stuttgarts besuchen. Wir trafen dort den Direktor an, einen älteren, für alle kirchlichen Interessen, darum auch für die Missionen warm begeisterten Herrn. Meine Verwandten forderten sehr entschieden, daß ich bei ihnen zu Mittag speise, und so wanderten wir denn an den steilen Straßen hinauf zur hoch gelegenen Johannesstraße.

Die Geschwister drängten mich sehr, den nächsten Vormittag mit Cousine M. und Vetter P. die Königsparade, welcher der ganze Hof beiwohne, mir anzusehen, bei welcher zwei der Brüder als Commandeure thätig sein sollten. Schließlich sagte ich zu; ich wollte mir das kommende Königshaus, von dem ich so Gutes gehört, einmal anschauen. Wir begaben uns noch einmal zur Villa des Herrn N. N., um von der guten Hausfrau Abschied zu nehmen; deren Gemahl wollte am nächsten Morgen mit uns der Parade anwohnen, und sogleich darauf gedachte ich abzureisen. —

Ich stand auf dem Vorplatz an der Steintreppe und der Knabe mit den klugen, ernstesten Augen und den reinen Zügen schaute zu mir auf und im Herzen frug ich mich: „Was wird wohl aus diesem Kinde werden? Vielleicht ein Missionar?“ Und ich ging fort und bin schon lange daheim, aber das Kindergesicht steht noch deutlich vor mir, aus dem die unberührte, fromme Seele strahlte. Möge sie den besten Theil erwählen und seiner Eltern würdig sich entwickeln.

Ich schied gerührt ob all der empfangenen Güte von meinen freundlichen Begleitern, um nach kurzer Rast am Nachmittag abzureisen. Etwas schneller, als ich beabsichtigte, reisefertig, benutzte ich einen früheren Zug zur Abreise. Wie konnte ich auch annehmen, daß ich noch am Bahnhof von meinen Freunden freundschaftliche Abschiedsgrüße und Andenken an Rom und Stuttgart erhalten sollte.

Vor kurzem erhielt ich sie in meinem Daheim: Erde aus dem Grabe der hl. Cäcilia, Medaillen und Photographien. Die Güte der Stuttgarter Freunde wird mir in dankbarer Erinnerung bleiben: sie war mir so tröstlich und wohlthuend. Es war nicht nur Güte gegen mich, es herrscht bei ihnen Güte im Urtheil und in der Behandlung aller Menschen; allen hilfsbereit, soweit nur möglich, alle erfreuen, das ist ihnen selber Glück und Freude und Herzensbedürfnis. Die Quelle solcher Cha-

ritas ist die Liebe zu Gott und das Ziel derselben ist wieder die nämliche Gottesliebe. Das ist echt katholisch!

O, wie es mich fror, als ich kürzlich so hart und grausam Menschen reden hörte über andere Menschen! — Und wie sie mich dauerten, diese Harten, Kalten, Grausamen. Sie wissen nicht, was sie thun, sie sind zuweilen wieder gütig und freundlich, aber es ist dann nur Laune und natürliche Neigung. Es fehlt der Regulator all' dieser inneren Stimmungen, es fehlt die Triebfeder für ein wahrhaft menschenwürdiges Leben, es fehlt das Steuerrad für das Schifflein des Lebens, das eine, ohne das all unser Thun und Arbeiten leer und schaal und wertlos ist: die reine, heilige, lautere Gottesliebe.

Hohenzollern.

Als ich in der Kindheit vorschriftsmäßig die heimathliche Geographie studierte und das Königreich Preußen nach allen Enden durchsuchte, blieb mein Blick mit besonderer Aufmerksamkeit an einem kleinen Pünktchen hängen, tief drunten in den süddeutschen Landen. Das sollte zu Preußen gehören. Es sah aus, wie ein losgelöster, (ist aber ein zugeslogener Splitter) Funke von dem massigen Ganzen. Der Fürst jenes Ländchens hatte sein kleines Reich an Preußen abgetreten. Offen gestanden, konnte ich diese That in meiner Kindheit gar nicht verstehen; denn es ließen sich weder höhere, noch irdische Motive erkennen. Mein Interesse an dem kleinen Hohenzollern-Ländchen und seiner Fürstenfamilie wuchs damals noch durch die Erzählungen meiner Mutter.

Der Fürst war in preussische Dienste getreten und lebte einige Zeit als Festungskommandant in Neisse. Dort kam er mit seinem Töchterlein fleißig in die Pfarrkirche und hatte seinen gewöhnlichen Platz in den einstigen, sogenannten Ratsbänken. Dieses junge Mädchen

wurde nun Königin von Portugal, und, wie meine Mutter erzählte, wurde sie ihrem Bräutigam „auf seinen Handschuh“ angetraut, d. h. dieser wurde bei der Trauung durch einen Stellvertreter ersetzt, und kann es wohl sein, daß derselbe auf Wunsch des Verlobten dessen Handschuh trug. In späteren Jahren erzählte mir ein alter Berliner von der merkwürdigen Trauung, welche in der Hedwigskirche im Beisein der Königsfamilie vollzogen wurde. Man hatte zu dieser Feier die mittlere vermauerte Pforte eigens wieder blosgelegt, um dem Königszuge eine gerade Bahn zum Altare zu schaffen. (Die bald wieder geschlossene Pforte wurde erst nach etwa 55 Jahren für eine Hochzeitsfeier aus dem Hause Radziwill zu Ehren des Kaiserhauses geöffnet)

Das deutsche Fürstenkind mag wohl mit klopfendem Herzen ihrem unbekannten Gemahl entgegengegangen sein, gewiß aber auch voll froher, stolzer Hoffnungen. Es ist nichts verlautet, ob sie glücklich oder unglücklich geworden. Aber es kamen damals viele rasche Todesfälle im portugiesischen Königshause vor. Die junge Königin hat ihre Krone nicht lange getragen. Sie starb sehr bald und bald folgte ihr der König.

Der Leser wird sich vielleicht wundern, wie das mit meinen Reiseerinnerungen zusammenhängt. Nun, ich wollte nach Hohenzollern, nicht nach der stolzen Burg, die weithin auf dem hohen Zoller das Ländchen überragt, sondern nach einem kleinen Dörfchen, voll schlichter einfacher Leute, aber auf der Fahrt durch das Land und im Unblick der stolzen Burg, die ich aus der ferne erblickte, erinnerte ich mich der oben erzählten Geschichte der Fürstenfamilie und der jungen portugiesischen Königin.

„Ich möchte nach Stetten bei Haigerloch in Hohenzollern“, sagte ich dem Beamten am Billetschalter, „liegt das an der Bahn?“ „Nein, das ist sehr entfernt, die nächste, von Haigerloch 2 Meilen entfernte Station ist Eyach.“

Zwei Stunden von Haigerloch! Und wie weit mochte

Stetten von Haigerloch sein? Darnach durfte ich nicht fragen; denn wie hätte der Beamte ein in so paradiesischer Stille, fern vom Geräusch der Welt und der Verkehrsstraße gelegenes Dörflein kennen sollen! Aber so poetisch anheimelnd einem auch eine so weltverlorene Gegend erscheinen mag, fast wie ein Zauberland inmitten unseres tumultösen Verkehrslebens, so bekommt doch jedermann einen gelinden Schreck, wenn er vernimmt, wie weit ab sein Reiseziel von dieser unpoetischen, an Staub, Ruß und Sonnenbrand reichen Verkehrsstraße gelegen sei. Wie und wann würde ich da an's Ziel kommen? Würde nicht die Nacht vorher anbrechen? So frug ich mich, ohne mir Antwort geben zu können. Doch die Gelegenheit war so günstig; sie fand sich vielleicht nicht wieder so; ich entschied mich schnell und nahm mein Billet nach Eyach.

In einigen Stunden waren wir da. In dem kleinen Bahnhofshäuschen saßen eine Anzahl Reisende bei Bier und trockenem Brot (doch nein, man sagt dort, das sei nicht trocken, man trinkt ja dazu, so werde es feucht). Ich erkundigte mich um eine Fahrgelegenheit. Aber ach! Eyach ist eine Station ohne Ortschaft, am Waldessaum, eigentlich noch im Walde gelegen. Ein einziger Mann wohnte da am Bahnhof selbst, der besaß ein Fuhrwerk, aber zur Zeit war er anderweitig beschäftigt. Die gelähmte Restaurationsfrau riet mir, mit der Post bis Mürlingen zu fahren und dort einen Wagen zu nehmen.

Die Postkutsche nach Mürlingen.

Eine Fahrt mit der Post! Das mutet uns an, wie eine poetische Reminiscenz aus alten Zeiten. Das sieht

man bei uns nur noch auf Bildern,*) und die Alten, welche einst erzählten, wie sie mit der Post gereist, wie das so schön gewesen, wie man die Gegenden habe gut kennen gelernt, wie bei den fröhlichen Klängen des Posthornes die Leute in den Ortschaften nach Möglichkeit zusammengelaufen, wie die Kinder dem Wagen nachgehüpft und die Gänse zu schnattern begannen, sind bereits ausgestorben.

Bei all den poetischen Schilderungen kam der Jugend, die heut schon wieder alt geworden, eine stille Sehnsucht an nach der idyllischen Zeit der Postkutschen und Posthörner. In meiner Jugend schon waren sie selten geworden, so daß ich ein einziges Mal mit einer Post gefahren bin; und nun blühte mir noch einmal eine solche Idylle. —

Ich machte mich also auf nach dem Postwagen, aber als ich ihn erblickte und hineinsah, schwand alle Poesie. Es würde schwer sein, sich eine Vorstellung von dem zerschmetterten Fuhrwerk und den unsauberen, zerfetzten Sitzen im Innern zu machen. Der Fußboden starrte vor Staub und Schmutz, die Decke so niedrig, daß man sich nicht aufrecht setzen konnte. Aber — die Leute sagen bei uns zu Lande, „schlecht gefahren ist besser, als gut gegangen.“ Und in diesem Falle war das Sprichwort doppelt wahr, denn wie sollte ich im fremden Lande durch Wälder und Schluchten den weiten Weg zurücklegen, und vor der Nacht noch ans Ziel kommen! Infolgedessen hatte ich es sogar eilig, mir einen Platz zu sichern und kletterte den hohen Tritt hinauf. Bald darauf findet sich ein Ehepaar aus Stuttgart ein, biedere, schlichte Leute. Man hatte ihnen im Restaurant gesagt, es sei da jemand, der nach Stetten

*) In Frankenstein allerdings kann man noch täglich eine Post sehen; aber sie fährt so bescheiden einher, nur ein leises Klingeln verrät ihr Kommen, kein Postillon schmettert fröhlich ins Horn, wie ehemals. Derlei poetische Einrichtungen mußten dem prosaischen Hasten und Treiben unserer Zeit zum Opfer fallen.



Wanderungen „Mürlingen“.

wolle, und nun suchten sie mich, um sich für eine gemeinsame Fahrt von Mühringen nach Stetten zu besprechen und so billiger ans Ziel zu kommen. Stetten war die Heimat der Frau und dort wurde anderen Tages deren Schwester beerdigt. Der Mann, ein Postschaffner, schwang sich auf den Kutschersitz, die Frau bestieg den Wagen.

Ein Fremdling, der nach Stetten will! Das erregte die Neugier der guten Leute. Dort kannten sie ja jedermann, und auch die Verwandten der Stettener anderorts. Was mochte ich nur da wollen?

Nun ist es ja durchaus nicht geraten, jedermann Auskunft über Zweck und Ziel einer Reise zu geben, und es ist auch nicht nach den Regeln der Höflichkeit und schuldigen Rücksicht und Bescheidenheit, die Leute auszufragen, aber da es offenbar gute, brave Leute waren, sagte ich ihnen, daß ich die Eltern des in China um des Glaubens willen ermordeten Missionars P. Henle besuchen wolle. Ich hatte einst der Primiz des Martyrers (die er zugleich mit 6 Neupriestern feierte) beigewohnt, bei dieser Gelegenheit die Eltern kennen gelernt und mich an ihnen und ihrem Sohn, welcher bald nach China abreisen sollte, innig erbaut.*)

Als ich nach der Ermordung im Auftrage des Missionars P. Henninghaus das von diesem geschriebene, kurze, schöne Lebensbild den Eltern übersandte, fügte ich einige Zeilen bei und erhielt darauf ein, die guten Leute ehrendes Schreiben mit einer Photographie des Sohnes.

*) Ueber diese Primiz siehe das Buch „Geht hin in alle Welt“.
Seite 33.

Zusammenstoß mit einem Juden aus Mühringen.

Die Reisebegleiterin war mit dem sel. Martyrer einst zur Schule gegangen und sprach mit Theilnahme und Liebe von den Eltern. Inzwischen waren noch zwei Männer eingestiegen, und da ich nicht wußte, weß Geistes Kind diese seien, wäre es mir lieber gewesen, die Frau hätte geschwiegen; denn nur zu leicht führt eine laute Unterhaltung zur Einmischung der Mitreisenden, und berührt das Thema die Religion, dann ist es den Gegnern ein willkommener Anlaß, diese anzugreifen. Für einen gründlichen Disput fehlt mir die nötige Ruhe, auch setzt ein solcher, wenn er etwas bewirken soll, einigen guten Willen beim Gegner voraus. Ist der nicht vorhanden, so ist es besser, einem Disput vorzubeugen, damit man nicht Gefahr laufe, „Perlen unter die Säue zu werfen“.

Doch die gute Frau sah so weit nicht und schwieg nicht.

Da erlaubte sich einer der Mitreisenden zu sagen: „Derjenige, der die Missionäre nach China gesandt, hat eine große Verantwortung; der Krieg wäre nicht entstanden, wenn nicht die Missionäre hingegangen wären.“

Nun weiß alle Welt sehr wohl, inwieweit die christlichen Interessen bei dem Kriege in Betracht kommen. — Es war im Jahre 1865, als die Armenier in Damaskus und den dortigen Gegenden von den Türken abgeschlachtet wurden. Französische Kriegsschiffe lagen ruhig in den Häfen, während das Blut der Christen in Strömen floß. Es ist dieses Blutbad vor etwa 5—6 Jahren erneuert worden, und zwar nicht blos in Armenien, auch in Constantinopel mordete man die Christen auf den Straßen und in den Häusern.

Das ganze christliche, bis an die Zähne bewaffnete Europa ließ sein ritterliches Schwert in der Scheide und sah ruhig dem Blutvergießen zu. Aus irdischen Interessen und aus Kälte für die Interessen Gottes haben beidemal

die Staaten Europas die Gräuel der Türken geschehen lassen. — Was kommt es auch der Politik und denen, die nur die Handelsinteressen im Auge haben, auf Ströme Christenblutes an?

Aus irdischen Interessen haben die Staaten Europas sich erhoben, um in China das „Christentum zu schützen“ und die „Ermordung der Missionare und Christen zu rächen“.

Dabei wollen wir jedoch gern anerkennen, daß unser deutscher Kaiser auch wirklich den Schutz wenigstens der deutschen Christen in China im Auge hatte. Unser Kaiser ist Gott sei Dank ein gläubiger Christ und es flammt in seinem Herzen auf für das Christentum. Dafür hat er ja recht deutliche Beweise gegeben. Wenn er nun wirklich auch das Christentum gegen die rohe Gewalt des Heidentums schützen wollte, so gereicht ihm das zur Ehre und zum Ruhme, und er handelt so ganz im Sinne des Weltheilandes, welcher den Schutz des Schwertes geradezu forderte, als er am Abende vor seinem Leiden seine Jünger auf die große Weltmission vorbereitete. (Vergleiche Lukas Kap. 62, V. 35 und die Bemerkungen von Loch und Reischl, angeführt im 5. Bande „Im Schatten der Kirche“, Seite 157 bis 160).

Man hat von protestantischer Seite die kath. Missionäre heftig angegriffen und ihnen zum Vorwurf gemacht, daß sie dem Willen Jesu zuwider den Schutz des Schwertes angerufen und selbst ihre Christen zur Nothwehr aufgefordert und ihnen Waffen in die Hände gegeben. Das sei unbiblisch, sagte man, denn der Heiland habe zu Petrus gesagt: „Stecke dein Schwert in die Scheide.“

Es begann das große Opfer, das Jesus bringen wollte zur Rettung der Welt. Er wollte Petrus darauf hinweisen, daß Er freiwillig in den Tod gehe. Nicht aber wollte Jesus, daß seine Getreuen sich stets jeder Willkür und Grausamkeit preisgeben und die willenlose Beute ihrer Feinde werden sollten. Er will und fordert sie selber auf, sich zu rüsten in der unwirklichen Welt.

Und indem er diese Wehr verlangt, ist selbstverständlich es auch der christlichen Staaten Pflicht, denen in erster Reihe die Gewalt des Schwertes von Gottes Gnaden gegeben, „zur Bestrafung der Uebeltäter“, wie die hl. Schrift sagt, ihnen zu Hilfe zu kommen und sie und die Heerde Christi zu schützen. Darum auch war es stets den christlichen Staaten Ehrensache, Schutzmächte der Kirche zu sein. Wenn nun der deutsche Kaiser sich nicht allein von Handelsinteressen leiten ließ, sondern auch von diesem echt christlichen katholischen Gedanken, dann gereicht es ihm zur Ehre und zum Ruhme.

Ich hätte dem Manne, der den, welcher die Missionare ausgesandt, einer schweren Verantwortung zeihen wollte, sagen können: „Jesus Christus hat sie ausgesandt, und wenn wirklich diese Aussendung Ursache des Krieges wäre, dann trifft den Sohn Gottes die Verantwortung doppelt; denn Er hat sie nicht bloß ausgesandt, Er hat auch den Schutz des Schwertes für sie und seine Sache gefordert.“ Nicht soll das Evangelium mit Feuer und Schwert ausgebreitet werden, (wie wider besseres Wissen die Schutzpflicht christlichen Staaten und die Nothwehr der Christen hingestellt wird) die Annahme desselben muß völlig freie That der Seele sein; nur vor der brutalen Gewalt und der Verfolgung Böswilliger soll die Gewalt des Schwertes die Kirche Gottes schützen und verteidigen.

Wie viele, die da so bibelfest sich dünken, scheinen jene Worte des Herrn, die er am Abende vor seinem bitteren Leiden sprach, als er die Apostel für die große Weltmission ausrüstete, nicht zu kennen.

Dessenungeachtet sind es gerade die protestantischen Missionare, welche sich vorzugsweise unter dem Schutze der Kanonen niederlassen, oder beim ersten Anzeichen von Gefahr dahin zurückbegeben; und wir finden es recht und billig, wenn sie mit Waffen sich für Nothfälle versehen. Deutsche protestantische Missionare hat es im Inneren China's wohl nicht gegeben, darum wagte man

in deutschen protestantischen Missionszeitschriften die größten Ausfälle auf die sehr weise That der Missionare, welche die großen Stationen besetzt und in Verteidigungszustand gesetzt hatten, um Tausende von christlichen Männern, Frauen, Jungfrauen und Kindern zu schützen vor der Grausamkeit und der lüsternden Gier der Heiden und vor der Gefahr, bei den Märtern ihren Jesus zu verleugnen. Wenn wir diese protestantischen Missions-Schriften nicht selbst gelesen hätten, würden wir es nicht glauben, daß der Haß gegen die katholische Kirche bei Leuten, welche doch Christen sein wollen, so tief verblenden und zu solchen widersinnigen Angriffen führen könnte.

So weit ist die Blindheit gediehen, daß man den sel. Henle dadurch heruntersetzen zu können glaubt, daß seine Hände von Schwertern zerschnitten waren, was darauf deute, daß er die Hände vorgestreckt habe, um sich gegen die Mordwaffen zu schützen, folglich sei es nicht wahr, daß er und sein Mitbruder, wie die Missionare berichten, wie Lämmer abgeschlachtet worden seien.

Der Mann, der jenen schändlichen Angriff niederschrieb, ist protestantischer Prediger. Er scheint vergessen zu haben, daß es auch eine Pflicht der Selbsterhaltung giebt und daß überdies das Vorstrecken der Hände bei jeglicher äußerer Gefahr eine ganz natürliche Bewegung ist, ähnlich dem Senken der Augenlider bei zu starkem Sonnenlicht oder Staub.

Ich wußte nicht, ob der Mitreisende, der da gegen die edelsten und heldenmütigsten Söhne Deutschlands, oder eigentlich auch gegen ihren Herrn und Meister, den Welt-Heiland, jenen Vorwurf erhob, katholisch, protestantisch, jüdisch oder heidnisch sei. (Wie ich später bemerkte, war er Jude gleich dem anderen Manne.) War er kein Christ, dann hätte ich mit meinem Hinweis auf die Verantwortung des Heilandes „Perlen unter die Säue“ geworfen. Darum hielt ich es für das Beste, einfach energisch mir jede weitere Diskussion zu verbieten. Ich könne, fügte

ich hinzu, als Christ diese Reden nicht hören und würde lieber zu Fuß gehen, wenn er dieselben nicht unterlassen könne. Das war nun freilich etwas übereilt; denn bei der Weite des Weges mitten in den Wäldern und Schluchten, weit ab von jeder menschlichen Wohnung, schien eine Fußtour nicht geraten.

Wenn man aber denen, welche uns in unseren heiligsten Gefühlen zu nahe treten, entschieden gegenübertritt, so erreicht man doch, daß man uns in Frieden läßt. Der Jude gab mir die interessante Antwort: „Wenn Sie Christ sind, können Sie ruhig sitzen bleiben, ich bin nicht darauf veressen, davon zu sprechen.“ Das war vernünftig, aber — es folgte ein aber und er wollte zu seiner Verteidigung das Thema fortsetzen. Ich verbat es mir wiederholt und endlich erreichte ich Stillschweigen. So fuhren wir denn schweigend dahin an Abhängen und Felswänden vorbei, ich blickte durch die schmutzigen Scheiben hindurch, während der Postschaffner, der sich kluger Weise auf den Bock geschwungen, ohne Hindernis und unverschleiert und ohne sich über jüdische Angriffe ärgern zu brauchen, an dem Unblicke des paradiesischen Ländchens sich weidete.

An waldigen Berggeländen liegt Mühringen. Der Postwagen hielt zum letzten oder vorletzten Male. Es war fast seine Todesfahrt gewesen, die ich mit ihm gemacht. In zwei Tagen sollte auch diese paradiesische Gegend das Dampfroß durcheilen. Der Postwagen hatte seine Schuldigkeit gethan, nun konnte er gehen. Es war ihm somit nicht zu verargen, wenn er die Lust verloren, sich sauber und rein zu halten. Im Uebrigen mochte wohl der ganze Charakter des Dorfes auch deprimirend auf den Postwagen gewirkt haben. Mühringen ist ein zum größten Teil jüdisches Dorf, alles verlottert und schmutzig, die Leute mit dem dunklen Teint und dem krausen, wild zerzausten Haar. So lange der Jude arm ist, gilt ihm die Reinlichkeit nichts; sein Sinnen ist nur darauf gerichtet, schnell reich zu werden, dann kommt

mit dem Comfort des Lebens auch die Sauberkeit Diese ist dann freilich auch meist nur äußerlich. Der Zerfall des Reiches Israel, die Abkehr vom heißersehnten Messias, der Mord am Sohne Gottes, das alles hat dies alte, große, vornehme Volk mit sich und seiner ganzen Bestimmung in Dissonanz gebracht und grell tönen die gesprungenen Saiten seiner Harfe in jeder einzelnen Seele, im Leben eines jeden Individuums desselben nach.

Armes Israel! Da schacherst Du und sinnest und trachtest emporzukommen und diejenigen zu unterdrücken, die Dich vorher als Eindringling und Fremdling gemieden und nur widerwillig geduldet haben. Und über all' dem Streben nach irdischen Schätzen achtest Du nicht auf die Schönheit und Erhabenheit dessen, der einst unter Deinen Kindern gewandelt und sie alle glücklich und groß machen und himmlische, unvergängliche Schätze in ihren Schoß schütten gewollt. Er hat sie an sein Herz ziehen und sie zu seiner Hochzeit laden wollen, aber sie sind nicht erschienen. Da sandte er seine Knechte hinaus auf die Landstraßen, an die Ecken und Zäune und ließ die Blinden und Lahmen und Gichtbrüchigen hereinholen und gab ihnen, was Deine Kinder, die Erstlinge seiner Liebe, verschmäht und zurückgewiesen. Armes Israel, Dein Unblick erfüllt mich mit innigstem Mitleid. Ich bin nichts weniger als Antisemit. Der Antisemitismus ist nichts Katholisches. Er ist Haß, und der Christ darf nicht hassen. Es ist wahr, Du hast vielfach die Christen betrogen und ausgefogen, Du hast sie wirtschaftlich ruiniert, wie in Galizien, wo Du Millionen in die Taschen Einiger der Deinen gesammelt und das Volk an den Bettelstab gebracht hast. Unbarmherzig hast Du seine Schwäche zum Schnaps ausgenützt, Du zahlst ihm Löhne in Schnaps aus, Du heuchelst Barmherzigkeit, leihst ihm, wo niemand mehr leiht, zu hohen und immer höheren Zinsen. Der arme gutmütige Bauer dort konnte nicht lesen, was da auf dem Schein stand, den er unterschreiben mußte, er hält Dich für ehrlich, weil er selber ehrlich ist, und nun plötzlich

stehst Du vor ihm und legst Hand auf alles, was sein ist, und er geht mit wenigen Lumpen und Weib und Kindern hinaus. Vielleicht lässest Du ihm noch einiges, so viel, daß er die Ueberfahrt nach Amerika bestreiten kann, wenn nicht, nun dann kann er ja als Knecht dienen Und er thuts, der arme, polnische Bauer; denn er will ehrlich durch die Welt kommen, und er ist reich, ob Du ihn auch arm gemacht, er hat seinen Heiland, er ist Gast an dem Tische, den Du verschmäht hast, und neben ihm bist Du bettelarm, Du unglückliches Israel.

Siehe Israel, wie Du im Staube einherkriechest und wie königlich das Reich dessen, den Du gekreuzigt, sich erhebt Es vergilt Dir die katholische Kirche nicht Gleiches mit Gleichem. Hat hier und da in Unmut und Erbitterung sich eine Hand wider Dich erhoben, so war sie es, so waren es ihre höchsten Oberhirten, ihre Bischöfe und Priester, welche Dich schützten und alle Gefahr von Dir abwandten. Und jeder treue Katholik muß denken und handeln wie seine Mutter, die Kirche. Er sucht sich zu wehren und zu schützen, damit er nicht wirtschaftlich und namentlich nicht seelisch ruinirt werde (denn Deine Blätter und tausend andere Deiner Versührungskünste haben es darauf abgesehen, die Seelen zu vergiften zugleich mit dem Leibe), aber er greift Dich nicht an, er schützt und hilft Dir, wo und wie er nur Gelegenheit findet. Und — Du glaubst es vielleicht nicht, aber darum ist es doch wahr — er liebt Dich, er achtet Dich, ja er schaut mit einem gewissen Neide und mit Bewunderung auf Dich. Siehe, ich rede da für alle, nach dem, was ich selber für Dich empfinde.

Siehe, wir Katholiken sind keine Chauvinisten, wir hassen kein Volk, wir sehen in allen Völkern, die noch außerhalb des Reiches des Messias stehen, die uneingebrachte Ernte Gottes, wir sehen in Euch Geschöpfe, Ebenbilder Gottes, für die der Sohn Gottes sein Blut vergossen; wir sehen Diejenigen in Euch, um die Jesus geweint hat, um die sein Herz noch trauert, deren Rettung

es mit Trost und Jubel erfüllen würde. Wir lieben und achten Dich; — denn aus Dir ist ja Derjenige entsprossen, und in Deinem Schoße herangewachsen, in Deiner Mitte hat Der gelebt, der unsere Sonne, unser Licht, unser Leben, unser Trost und unsere Rettung ist: Jesus. In Dir sehen wir die Blutsverwandten Jesu! Darum erscheinst Du uns so vornehm und adelig. Wir sehen mit Bewunderung, wie Du mitten unter fremden Völkern Dich doch nicht mit ihnen vermischt hast, Du hast Deine Eigenart behalten, Deine Ausdrucksweise, Deine Züge, Deine Form.

Meinst Du, daß bei dem allen der Finger Gottes nicht sei? Nun, dann irrst Du. Du bist ein Zeuge Christi, Du bist zerstreut auf der ganzen Welt, und indem Du den Messias als den Gottessohn und Gottesgesandten verleugnest, zeugst Du für ihn, Du trägst die Prophetenstimmen bei Dir und hältst der Welt in ihnen das Bild des Messias hin. Millionen und Millionen, die geraden Herzens darauf schauen, erkennen in ihm Jesum von Nazareth, den Du gekreuziget hast. Dir aber ist es verborgen, Deine Augen sind geblendet und der Schleier der Habsucht trübt die Klarheit Deines Blickes. — In Deinem Talmud, den Du zur Zeit Christi abgefaßt, berichtest Du von ihm und seinen Wunderthaten. Du leugnest sie nicht, Du suchst sie nur als Zauberkünste und dämonische Wirkungen hinzustellen.

Ein Zeitgenosse Jesu, ein Sohn Deines Volkes, der Geschichtschreiber Josephus Flavius, giebt ebenfalls ausdrücklich Zeugnis für Jesus. Und wie sehr Du in Deiner Gesamtheit und in jedem Einzelnen wider Willen für Jesus Christus zeugest, das hat selbst ein ungläubiger König in einem lichten Augenblicke eingestanden. Es war Friedrich II., der einmal seine Höflinge frug: „Wer bezeugt am schlagendsten die Wahrheiten des Christentums?“ Und als sie noch nachdachten, sagte der König: „Das Volk der Juden.“

Ja Israel, wir blicken mit Bewunderung auf Dich, wir bewundern die Größe und Güte Gottes, der auch aus dem Schlimmen Gutes entstehen läßt. Du willst nichts weniger als Jesus verherrlichen, und doch thust Du es mehr, als irgend sonst Jemand. Du hast keine Opfer mehr und keine Priester und zeigst die Schrift des Propheten vor, daß die Zeit da ist, da Gott kein Opfer mehr von Dir will und ihm ein reines Speiseopfer dargebracht wird, vom Anfange bis zum Niedergange.

Volk Israel! Wenn Du Dir die Binde abreißen wolltest von Deinen Augen, wenn Du Dich erheben wolltest von dem Kriechen im Staube, von dem Jagen nach dem Mammon, wenn Du vergleichen wolltest das Bild Christ und das Bild, das Deine Propheten von Ihm entworfen, wenn Du betrachten wolltest Deine traurigen Geschicke, Deinen Verfall — und wenn Du erkennen wolltest die Hand Deines Gottes, die Dich getroffen hat, die unstät und flüchtig Dich umher irren läßt, weil Du den Sohn Gottes an's Kreuz geschlagen!! Nur eines kann Dich versöhnen nur eines Deine Schuld tilgen: das Blut, das Du vergossen und das Du herabgerufen auf Dich und Deine Kinder; Du hast es gefordert zur Strafe, und so ist es über Dich gekommen. Lasse es nun über Dich kommen, über Dich und Deine Kinder, zum Segen, zur Rettung, zum ewigen Heile. Wirf Dich nieder am Fuße des Kreuzes und bete an, glaube, liebe, bereue! Welch' eine Freude im Himmel, welch' eine Freude auf Erden, wenn Dir sich öffnen würden die Thore des Hauses Gottes auf dem Berge und wir die Verwandten, die Brüder Jesu (dem Leibe nach) als unsere Brüder (dem Geiste nach) begrüßen dürften. — — — —

Hoch oben auf der Spitze des Berges, den hinauf sich Mühringen zieht, steht die kathol. Kirche. Es zog mich hinaufzupilgern, aber die Zeit reichte nicht. Der alte Pfarrer wanderte unten zwischen schmutzigen Höfen einher. Wie einsam mochte er sich fühlen hier in dieser

äußerlich so paradiesischen Gegend, umgeben von den Kindern Israels, welche den Blick nicht nach den Höhen richten wollen, daher das Leben strömt.

Ueber Haigerloch nach Stetten.

In einem leichten, abgenutzten, offenen Wägelchen mit dürftigem Pferdchen und armselig gekleideten Kutscher verließen wir Mühringen. Der Judenkirchhof mit seinen oben abgerundeten Tafeln, an die Gesetzestafeln Moses erinnernd, war das letzte, was Mühringen uns zeigte. Die Fahrt war schön. Die Gegend wurde immer reizender. Wir fuhren durch liebliche Ortschaften, neben saftigen Wiesengeländen, an mächtigen, fahlen, steinernen Felswänden entlang, sie waren oben bewaldet und hie und da, wo eine kleine Fläche dem Staube einen Ablagerungsplatz geboten, hatte auch der Wind seine Samenkörner niedergelegt und die Sonne zarte Bäumchen ins Dasein gerufen.

Es war viel weiter nach Haigerloch, als der Beamte in Stuttgart mir angegeben. Endlich tauchte es vor meinen entzückten Blicken auf. Ich sage, meinen entzückten Blicken. Denn meine Reisegefährten, auch die Frau und der Kutscher, seit den Kindheitstagen an diese Schönheiten gewöhnt, waren gegen dieselben abgestumpft.

Hoch oben auf felsiger Höhe liegt die Burg mit dem Burgkirchlein, zu Füßen, theils auf minder hohem Berge, der wie eine schmale Terrasse an den Felsen sich hinzieht, theils tief unten im Thale an den Ufern des Flusses und jenseits desselben wiederum an Berggeländen ansteigend, liegt die Stadt. Es ist schwer, sich eine Vorstellung von dieser malerischen, weltentlegenen Idylle zu

machen. Wir hielten ein wenig auf der Höhe, um ein paar Ansichtskarten von Haigerloch zu kaufen, die aber nur schwach das herrliche Bild wiedergaben. Auf meine bewundernden Worte erwiderte mir ein biederer Haigerlocher: „Hier ist es doch nicht schön.“ „Ja, was man besitzt, weiß man oft nicht zu schätzen“, sagte ich, und bei mir selbst dachte ich: Welch' eine Mahnung, nicht achtlos an all' dem Guten und Schönen, das Gottes Barmherzigkeit uns gewährt, vorüberzugehen, nicht blind zu sein gegen Gottes Schönheit und die Güte der Seelen, in denen die Seinige sich spiegelt. Alle Güte, die Menschen uns erweisen, alle Schönheit, die ihre Seelen besitzen, kommt von Ihm, dem Urquell aller Güte und Schönheit, aller Undank gegen sie betrübt Ihn und die Menschenkinder.

Ich wandte mich noch eine Weile um, damit ich den Unblick dieser entzückenden Schönheit noch etwas genießen möchte. Da fiel mein Auge wieder auf einen großen Judenkirchhof; auch Haigerloch ist fast ganz jüdisch. —

Unweit der felsigen Berge, welche mächtige Salzschatze der Erde bedecken, liegt Stetten auf einer ansehnlichen Anhöhe, dessen höchster Punkt würdig von dem Kirchlein gekrönt wird. Hier also war der apostolische Mann geboren, der so Großes wirken und nach einem Leben des Opfers so glorreich für Gott sterben sollte!

Der liebe Gott schien gerade dieses weltverlorene, reizend gelegene Dörfchen ausgesucht zu haben, um die Kindheitstage eines hl. Mannes vor dem Lärm der Welt zu behüten, um die zarte Seele in den Schönheiten der Natur auf den Schöpfer hinzuweisen, und in der Atmosphäre eines festen Glaubens, frei von aller Unfränkeltung, sich entfalten zu lassen. Das war der Weg der Vorsehung für diese Apostelseele.

Bei den Eltern des sel. Martyrers P. Henle.

Es dunkelte bereits, als wir die Anhöhe von Stetten hinauf- und in das Dörfchen hineinfuhren. Da waren wir schon vor dem Geburts- und Elternhause des Seligen. Die Haustür war verschlossen, aber der Schlüssel lag auf dem Fenster Sims, der Vater nämlich war ausgegangen und hatte ihn einfach dahingelegt. Kein Mensch in dem friedlichen Dörfchen hätte sich seiner bemächtigt. Auf mein Klopfen erschien am Fenster oben das greise Antlitz der Mutter und bald kam sie die Treppe hinab, mich zu empfangen, indessen der Postschaffner gefällig ging, den Vater zu benachrichtigen. Dieser kam denn auch, sogleich herbei. Die guten, alten Eltern freuten sich aufrichtig, und wir saßen bis tief in die Nacht zusammen in der großen Stube, auf dem niedrigen, alten Sopha, über dem eine Kreidezeichnung das Bild des Seligen zeigte. Ein Laienbruder in Steyl hatte sie angefertigt und den Eltern gesandt.

Das einzige Kind dieser braven Leute war von frühesten Tagen wahrhaft gottbegnadet an Herz und Geist. Weit den Jahren voraus, zeigte es schon im zartesten Alter einen hohen, keuschen Sinn. Das Kind erschraf, wenn ihm etwas zu Gesicht kam, was seinen keuschen Sinn beleidigte und flüchtete zur Mutter. Der Geist des Kindes war frühreif und sinnend. Im Alter von drei Jahren war er mit der Mutter auf's Feld gegangen und stand mit ihr auf einer Anhöhe, welche einen weiten Aus- und Rundblick gewährt. Da sagte der Knabe, sich umschauend: „Wenn ich groß sein werde, dann schlage ich hier einen Pfahl ein und gehe weit, weit in die Welt.“ Als seine Mutter nun frag, wozu der Pfahl dienen solle, antwortete er kindlich: „Wenn ich dann wieder an meinen Pfahl komme, weiß ich, daß ich zu Hause bin.“

Gar zu gern hätte er nach Kinderart ein Schwesterchen gehabt. Einmal in Abwesenheit der Mutter nahm er, selbst erst vierjährig, ein kleines Kind aus einem Wägelchen, das seinen Gespielen anvertraut, trugs hinauf und legte

es in ein Bett. Dann lief er zur Mutter und verkündigte voll Freude, er habe etwas gefangen, sie möge nur hinaufgehen, es sei jetzt ein Schwesterchen da. Es dauerte lange, bis sie dem Knaben begreiflich gemacht, daß man nicht so ohne Weiteres Kinder fangen dürfe, und daß sie das Kind sogleich den Eltern bringen müsse.

Als Missionar schrieb später einst der Selige einmal an seine Eltern! „Alle meine Kindheits-Wünsche sind erfüllt: Ich bin in die weite Welt gegangen und fange Kinder.“

Der Vater arbeitete die meiste Zeit in den Salzbergwerken und der Kleine trug ihm das Essen zu.

Vom Fischfang berief der Heiland seine Apostel und machte sie zu Menschenfischern. Salz holte der Vater unseres Missionärs aus den Tiefen der Erde, das Salz, das der Heiland als Sinnbild eines wahren Apostels bezeichnet hatte. „Ihr seid das Salz der Erde“, sagt Er ihnen; nicht: „Ihr seid das Salz Israels, oder Asiens, sondern „das Salz der Erde“, der ganzen Welt. „Wenn aber das Salz schaal geworden, womit soll man salzen?“ Es wäre auch das Salz schaal, wenn es nicht das Salz der ganzen Erde sein wollte, wenn es sich irgend einem Erdstrich entziehen wollte. Jeder Apostel sollte das Salz der Erde sein, jeder voll heißem Verlangen erglühen, daß die ganze Menschheit, die ganze Welt mit dem Salz der göttlichen Lehre erfüllt werde, und auch die vom Salz der Erde ergriffene Menge sollte in sich diese allgemeine, weltumfassende Liebe tragen. Das eben ist der Sinn der Worte: „Salz der Erde!“

Das Salz der Erde ist am nötigsten, wo es am meisten fehlt. Diese Wahrheit hatte der Knabe empfunden, der da so oft mit dem Körbchen vor dem Eingang zum Salzbergwerk auf den Vater wartete. In einem Briefe an den „Onkel Ludwig“ in Donauwörth, den er als Leser des „Schutzengels“ an diesen richtete, spricht er schon davon, daß er einst in ein Haus eintreten möchte, in welchem Missionäre herangebildet werden. Sehr früh

schon hatte ein Priester in der Nähe des so außerordentlich begabten Knaben sich angenommen, ihm Unterricht erteilt und ihn über das Pensum mehrerer Klassen des Gymnasiums hinausgeführt.

P. Henle sollte als Salz der Erde, da wo es am meisten fehlt, verwendet werden, der göttliche Meister hatte ihn in einen dornenvollen Teil seines Weinberges berufen, wo noch alles wüßt und öde lag und Dornen und Disteln den steinigten Boden bedeckten. Menschliche Liebe suchte ihn zurückzuhalten, aber der Selige war schon als Jüngling mit Greisensinn erfüllt, er suchte das Ewige, Bleibende, er suchte Gottes Ehre und die Rettung der Welt. Er hatte den Ruf von Gott vernommen und keine Ueberredungskünste konnten ihn schwach und schwankend machen.

Der Pfarrer von Stetten über den seligen P. Henle.

In der Kirche zu Stetten hielt der Pfarrer der Gemeinde, nachdem die Todesnachricht eingetroffen und sicher bestätigt war, eine Totenfeier, bei welcher Gelegenheit er in einer Ansprache folgendes sagte:

„Die Unschuld und Reinheit des Erstkommunikanten, der apostolische Eifer, mit welchem der erst 12- und 13-jährige Knabe die kleinen Kinder um sich sammelt, mit ihnen betet und singt, und sie das allerheiligste Sakrament verehren lehrt; die ungemeine Energie einerseits, mit welcher der Jüngling seinem Ziele zustrebt und alle Hindernisse überwindet, und anderseits seine liebe, zarte, herzwinnende Andacht und Demut; endlich die Arbeitsfreudigkeit, mit welcher der Missionär sich seinem Berufe hingibt, der Mut und die Entschlossenheit, die aus dem zwar abgezehrten, aber ausdrucksvollen Antlitz auf dem letzten Bilde, das wir von ihm haben, hervorleuchten

und das uns gewissermaßen sagt: *Omnia possum in eo qui me confortat* („Ich vermag alles in dem, der mich stärkt“) — das alles zusammengekommen, weist es uns nicht deutlich genug hin auf einen gewissen providentiellen Zug in seinem Leben? — Wenn ich nun aber diesem fast sichtbaren Eingreifen der göttlichen Vorsehung in seinem Leben unser Verhalten seiner Berufung gegenüber entgegenhalte und mich erinnere, wie wir ihn — ich mag gar nicht eingestehen, wie oft und wie lange — bekämpft haben und zum Teil sogar heute ihn noch nicht verstehen und sagen: man hätte ihn doch nicht ziehen lassen sollen — da drängt sich mir mit Gewalt das Wort der heiligen Schrift auf: *Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken und meine Wege sind nicht eure Wege*, und so hoch der Himmel erhaben ist über der Erde, so hoch sind meine Wege über eure Wege.“

Schon ist er ganz in der Hand der göttlichen Vorsehung, und wir kommen, so viele wir sind, und rufen ihm eines um das andere zu:

Über, Richard, wo denkst du auch hin, in dieses wilde Land gehen zu wollen, zu solch' einem Volk, das uns nur die europäischen Teufel heißt und uns haßt bis auf's Blut; du büßest sicher dein Leben ein, denk' doch auch an deinen Vater, an deine Mutter.“

Und was erwidert der Knabe: „Was sagt ihr? Seid doch still, ja, so sprecht ihr, und ich bete schon lange alle Tage auf den Knien mit ausgespannten Armen drei Vater unser, daß ich nach China komme!“

Und erst in China! Er schreibt, daß er die Beschwerden des Missionslebens bereits verkostet habe, und er gesteht: mein Beruf ist ein Beruf des Leidens! Wird er jetzt wohl anderen Sinnes? Noch ist er kaum ein Jahr dort, da erhält er aus der Heimat einen Brief, gerade am Gedächtnis- und Jahrestag seiner Bestimmung für die Mission. Der Brief meldet ihm, daß seine Mutter schwer erkrankt sei. Welches sind jetzt seine Gedanken? Er denkt sie sich bereits tot, den Vater vereinsamt in

der Welt. Kommt ihm jetzt nicht die Reue? Zumal da er bereits die Schwierigkeiten des apostolischen Berufes eines katholischen Missionars bis zur Uebergenüge erfahren hat? Was schreibt er? Er tröstet seinen Vater. Dann aber fügt er bei: „Lasset es Euch doch nie gereuen, daß Ihr mich fortgelassen. Es ist mein Beruf. Ich bin, wie eine gewisse wunderbare Persönlichkeit gesagt hat, für die Mission geboren, und ich bin glücklich.“

Wer diese Persönlichkeit gewesen, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß der ebenso christlich gesinnte, wie geschickte und ausgezeichnete Arzt Dr. Hopmann in Köln (der bekannte Mitbegründer des Görriisvereins und Mitarbeiter am Staatslegikon), nachdem er ihn geheilt hatte, zu ihm sagte: „Gehen Sie nur in die Mission, Ihre Natur paßt dafür ausgezeichnet!“

Und noch am 4. Dezember v. Js., nachdem er schon einen Monat tot war, erhielt ich einen Brief, geschrieben am 3. Oktober, der mit den Worten beginnt: „Morgen sind es 17 Jahre, daß ich in Steyl eingetreten. Wie schnell sind sie verflogen; ich gedenke mit dankerfülltem Herzen aller jener, die mir zur Erreichung dieses so schönen Berufes behilflich gewesen.“

..... Was wäre auch aus den Worten des göttlichen Heilandes geworden: „Gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker“, wenn es nicht immer solche gäbe, welche dieses Wort fassen und erfüllen!“ —

..... Als er dem heißersehnten Ziele schon nahe war, wurde auf einmal wieder alles in Frage gestellt. Das ihm von Kindheit anhaftende Nasenbluten steigerte sich so, daß man für sein Leben fürchten mußte. Ich stehe auch gar nicht an, zu behaupten, Richard Henle läge schon längst im Grabe, wenn er nicht Missionär geworden.

Hier zu Lande konnte ihm niemand helfen, so viel auch Hilfe in Anspruch genommen wurde, und selbst in Tübingen wurde er mit einigen Medikamenten entlassen. Gesicht und Hände waren bereits ganz durchsichtig ge-

worden. Da wurde er als künftiger Missionär von Steyl aus zu Dr. Hopmann nach Köln geschickt. Und was that dieser? Er schreibt selbst: „In einer Chloroformnarkose sägte ich ihm die knöchernen Teile des nach innen abnormen Nasenbeines auf der linken Seite weg; dadurch wurde der Druck auf die Blutgefäße beseitigt. Nach einer weiteren Behandlung konnte er nach vier Monaten als völlig geheilt entlassen werden. Seine ganze Sehnsucht stand nach China und seine Freude über die gelungene Behandlung sowie, seine Dankbarkeit waren rührend.“

Ein Jahr später finden wir ihn in China wieder auf dem erkorenen Schauplatz seines Lebens und Wirkens. Als bald qualifiziert er sich ganz hervorragend, es wird ihm sehr früh ein großer Bezirk zur selbständigen Thätigkeit überlassen; noch sehr jung wird er der Dekan seiner Mitarbeiter.

Der hochwürdige Herr Provikar Freinademetz schreibt in seinem Trostbriefe an die Eltern am Schluß: „Ihr Sohn ist den Tod des Gerechten, ja des Märtyrers gestorben. Er war ein ausgezeichnet, begabter Mann von echter Tugend und solider Frömmigkeit, ich versichere Sie, er war ein ganzer Missionar und hat viele Seelen gerettet. Dies zu Ihrem Troste.“

Es gereicht der hiesigen Pfarrgemeinde Stetten zur ganz besonderen Ehre, einen solch' edlen Mann, einen so tüchtigen Priester, einen Blutzengen den ihrigen nennen zu dürfen. Uns allen gereicht es zur höchsten Freude, daß unsere liebe Heimat Hohenzollern einen unseres heiligen Fidelis würdigen Genossen und unsere Diözese einen eines heiligen Landolin so vieler frommer, heiliger Glaubensboten würdigen Nachfolger im fernen Heidenlande gefunden hat.

Wenn ich aber meine Blicke weiter schweifen lasse, dorthin, wo er seine Ausbildung und seine Sendung erhalten hat, muß ich denen dort nicht zurufen: Glückliches Haus Steyl! Geseignete Gesellschaft vom göttlichen Worte! Du hast jetzt Deine Erstlingsmartyrer! O wäre es nicht

wegen des schrecklichen Blutvergießens gewesen, wie sehr hättest Du längst schon Dich darnach gesehnt! Jetzt hast Du sie! Der Himmel hat Dir diese Ehrenzier verliehen, und mit den zahlreichen Todeswunden und dem Blute Deiner eigenen Söhne Dir das Siegel des göttlichen Wohlgefallens aufgedrückt!

Die leiblichen Eltern hat aber der heimgegangene Missionar schon als Knabe gelehrt, das große Opfer, das Gott jetzt angenommen hat, zu bringen. Manchmal hat ihm die Mutter schweren Herzens den sicheren Tod vorausgesagt, und wir sehen, sie ist keine falsche Prophetin gewesen.

Und was hat er darauf erwidert? Die kurzen Worte: „Mutter, wer steht denn unter dem Kreuz?! Mutter, habt Ihr noch nichts gelesen von den makabäischen Brüdern und ihrer Mutter? Das war aber doch noch was anderes!“

Wir haben obige Stellen der später im Druck erschienenen Rede des Ortspfarrers von Stetten hier wieder gegeben. Den letzten Passus betreffend fügte die Mutter erläuternd uns noch hinzu, daß der Sohn ihr damals als Knabe gesagt: „Mutter, die makabäische Mutter mußte es sehen, wie ihre Söhne gemartert wurden, ihr braucht es ja nicht mit anzusehen, wenn ich gemartert werden sollte.“

Nein, sie hat es nicht gesehen, aber geahnt. Und mehr noch. Der bereits verklärte Sohn hat seine Eltern vorbereiten wollen auf den Schmerz, damit der Schlag sie nicht unvorbereitet treffe.

Ich wenigstens kann mir nicht anders den Traum deuten, welcher den Vater in der Nacht von Allerheiligen zu Allerseelen 1897 (der Mord geschah in der Nacht zwischen beiden Festen 1897) so erschütterte, daß er erwachte, seine Frau rief und sie bat, Licht zu machen. Ich habe das früher schon erzählt, nun aber habe ich es aus dem Munde des greisen Vaters selbst erfahren:

Ihm träumte, er trete in die Hausthür und sehe

da seinen Sohn Richard im weißen Gewande mit blutrotem Gürtel, umgeben von einer Blutlache und bei der Leiche eines Ermordeten. Er sagte dem Vater, es sei da ein Mord geschehen. Der Vater frug ihn: „Richard, du trägst ja jetzt einen weißen Talar?“ Darauf folgte die Antwort: „Den tragen wir von jetzt an immer.“

Wer erinnert sich da nicht an die Worte der Apokalypse des heiligen Johannes 7, 13 und 14: „Diese, mit weißen Kleidern angethan, wer sind sie und woher kommen sie? Es sind die, welche aus großer Trübsal kommen und ihre Kleider gewaschen und weiß gemacht haben im Blute des Lammes.“ Zwar wendet man diese Stelle gern auf die Büsser an, welche für eigene Schuld schwer gelitten und christlich gebüßt haben, das Leben des seligen Pater Henle aber war engelrein und wir dürfen sicher annehmen, daß die dreifache Krone der Taufunschuld, der Jungfräulichkeit und des Martyriums ihn schmückt. Aber auch die unschuldigste Seele muß ihr Kleid im Blute des Lammes von ererbter Schuld weiß waschen; und die Trübsal solcher Seelen kommt anderen, kommt der schuldbeladenen Welt zu gute, sie selber aber, die reine Seele, wird dadurch mehr und mehr verklärt und ihrem Gott und Herrn um so theurer, und das vergossene Blut, die Hingabe des Lebens, das der blutrote Gürtel andeutet, ist die Krone ihrer Tugend, der Triumph ihres Kampfes.

„Eine größere Liebe hat niemand, als daß er sein Leben hingebe für seine Freunde“, sagte unser Heiland. Unser bester Freund ist Gott, und in ihm sind die Menschen unsere Freunde. Für Gott und seine Mitmenschen hat P. Henle sein junges Leben hingegeben. — Welch' ein Kontrast bietet da ein Blick hinein in die Welt. Opfer für Gott und die Mitmenschen — das ist ein unbekannter Begriff für die große Menge, ach, auch für viele, die sich Katholiken nennen. Wie hastet und strebt man um jeden Preis nach Ehren und Reichtümern, die ja niemals Frieden und wahres Glück bringen

können. Um Geld und Tand setzt man sich der Gefahr aus, seinen Gott zu verlieren, und beraubt selbst seine einstigen Nachkommen des kostbarsten Gutes: des katholischen Glaubens. Wenn nun das Auge Gottes so viel Sünde und Abfall und Mißachtung seiner Liebe sieht bei den Einen, so viel Mangel und Lässigkeit bei den Anderen, wie werden solche liebebeglühende Glaubenshelden in weißen Gewändern und blutrotem Gürtel ihm Ersatz leisten für den Kaltsinn und den schnöden Undank von Millionen und Millionen.

Und das ist nicht der kleinste Triumph des Martyriums; denn Gott, dem Urquell aller Güte und Vollkommenheit, Ehre, Ruhm und Liebe weihen, das ist der Menschheit Ziel und Bestimmung und ihr selber in Ewigkeit Ruhm und Ehre und Glück und Frieden.

Erinnerungen an P. Henle und seine Briefe.

Bis tief in die Nacht hinein saß ich mit den Eltern des Seligen zusammen. Ich schaute oft das Zimmer entlang mit Rührung und Freude. Hier also hatte das so reich begnadigte Kind das Licht der Welt erblickt, hier seine kindlichen Spiele gepflegt; auf der Holzbank hinter dem blank gescheuerten Tisch bei den kleinen Fensterchen war sein Platz gewesen. Hier machte er seine Arbeiten als Elementarschüler und später durch Jahre die Aufgaben für den Privat-Unterricht. Hier hatte er Sonntags nach der Predigt, wie alle Kinder in Stetten, ehe er sein Essen auf dem Teller anrühren durfte, die Predigt wiedergeben müssen. Das dauerte denn einmal dem hungrigen Knaben zu lange, und so suchte er seinen Vortrag abzukürzen, indem er sich begnügte, auf die Frage der Mutter, was der Pfarrer gepredigt habe, den sogenannten Kanzelspruch mit einem kräftigen Amen zu sagen. Das trug ihm von der mütterlichen Hand einen

Schlag ein, der dem Vater ungerecht dünkte, weil die Antwort keine Lüge enthalten habe. Nicht sehr pädagogisch gab er denn auch seiner Meinung Ausdruck, worauf bei dem Knaben, als er sich bemitleidet sah, die Thränen kamen.

Hier hatte der heranreisende Jüngling, als er ein paarmal während seiner Studienjahre von Steyl aus zu den Eltern zurückkehren durfte, mit ihnen zusammengeessen und sie zu entzünden gesucht mit dem Feuer, das in seinem Herzen brannte, um zugleich mit der eigenen Festigkeit und Opferfreudigkeit sie zu stählen. Hier hatte er seine letzte Mahlzeit im Elternhause eingenommen und mit schwerem Herzen die Thränen der Eltern fließen sehen. Hier hat er sich losgerungen, um dem zu folgen, der gesagt hat: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt, als mich, ist meiner nicht wert.“

In dem Glasschränken auf der Kommode neben dem großen Tisch pflegt der Vater die Briefe seines Sohnes aufzubewahren. Nur wenige waren augenblicklich da, die anderen in den Händen des Mitbruders und Leidensgenossen des Seligen, des h. H. P. Stenz. Gern hat dieser sie mir eine Weile überlassen und so sind diese Briefe zur Zeit in meiner Verwahrung. Es ist ergreifend, aus ihnen allen die überströmende Liebe, fleckenlose Reinheit und rückhaltlose Selbstaufopferung des Seligen herauszufühlen.

Im Jahre 1883 als 17jähriger Jüngling richtet er an seinen Großvater einen Brief, in dem er ihn auf das Dringendste einladet, ihn in Steyl zu besuchen und dort die Exerzitien mitzumachen. Mit dem Aufwand all seiner Beredsamkeit und Klugheit sucht er dem Großvater die Vorteile der geistlichen Uebungen zu schildern. Er will dem Greise zu einem recht seligen Sterben verhelfen.

Zum Namenstage (Magdalena) der Mutter (1884) wünscht er ihr insbesondere „eine so glühende Liebe, wie sie die heilige Magdalena hatte.“ „Um diese“, heißt es weiter, „will ich besonders bitten. . . .“ „Wer Gott

wahrhaft liebt, lebt immer im Frieden; denn nichts ist im Stande, die völlige Ergebung in seinen heiligen Willen, die in der wahren Liebe miteingeschlossen ist, zu rauben."

. . . Der Brief schließt mit den Worten: "ich würde Euch gern noch mehr zu beweisen gesucht haben, wie sehr ich Euch liebe, allein die Zeit ist mir karg zugemessen; indeß weiß ich, daß Ihr, teure Mutter, mich gern entschuldigt und nicht zweifelt, an der Liebe Eures Richard."

Ein Postskriptum drückt noch die innige Freude aus, daß ein paar einstige Spielfkameraden ihm nach Steyl folgen wollen.

Zum Namenstage der Mutter 1885 spricht er wieder von der großen Liebe der heiligen Magdalena und fügt dann hinzu: "Weil ich nun, liebe Mutter, Euch kindlich liebe und Euch gerne das Schönste und Beste, was es giebt, wünschen und geben möchte, so weiß ich um nichts Besseres den lieben Gott zu bitten, als um das, was die heilige Magdalena Ihm so wohlgefällig machte, die heilige Liebe Gottes. Ja, Mutter, wenn ich Euch die ersuchen könnte in dem Maße, wie Eure heilige Namenspatronin sie hatte, dann wäre ich glücklich, übergücklich. Um Gesundheit, langes Leben usw. bitten, ist gut, aber nur dann, wenn man beifügt, „Herr, wenn es Dir so wohlgefällt“; aber wer um die Liebe bittet, der braucht, der darf keine Klausel setzen, sondern der muß gerade herausagen: „Herr, ich will Dich lieben, Du mußt mir Deine Liebe geben.“ . . . Weil aber der Quell dieser heiligen Liebe im hochheiligsten Altarssakramente verborgen ist, so wünsche ich Euch zweitens, und ich will bei der heiligen Kommunion recht innig darum bitten, rechte Freude am häufigen Empfange dieses heiligen Sakramentes, das so recht eine Erfindung der Liebe des liebeglühenden Herzens Jesu ist. Wenn ich in die Ferien kommen darf, so wollen wir oft zusammen den lieben Heiland empfangen und es auch für die Zukunft festsetzen.

Möge die heilige Magdalena Euch, teuerste Mutter,

recht viel von jener heiligen Gottesliebe erflehen, welche sie selbst zu einer so erhabenen Stufe der Heiligkeit geführt hat; dieses wünscht Euch von Herzen Euer Euch innig-liebender Richard."

Nach Empfang einer Geldsumme schreibt er 1885 mit rührender Dankbarkeit, welche allenthalben Söhnen und Töchtern ein Beispiel sein könnte: „Teuerste Eltern! Das große Geschenk habe ich heut erhalten, und so sehr es mich freut, so schmerzt es mich doch, Euch auf einmal eine solche Summe abgenötigt zu haben; Ihr habt sie im Schweiße des Angesichtes verdient und ich nehme sie weg, ohne Euch etwas anderes geben zu können, als ein „Vergelt's Gott tausendmal“; aber, liebe Eltern, es kommt aus Euch innigliebendem Herzen, es geht zu dem Euch noch mehr liebenden Gott, das ist es, was mir den Trost gewährt, doch nicht mit ganz leeren Händen ohne jegliches Entgelt Eure Gaben gebrauchen zu müssen. Ich danke Euch von ganzem Herzen; ich werde sicher recht sparsam sein, um nicht allzu früh wieder lästig zu fallen. für diesmal will ich schließen, es ist gleich halb zehn, da muß ich zu Bett gehen; möge der liebe Gott Euch immer eine gute Nacht und ein gesundes Erwachen geben, oder aber, da es ja ohne Leiden einmal nicht geht, so möge Er Euch Ergebung in seinen anbetungswürdigsten Willen verleihen. Mit vielen Grüßen und nochmals und immer dankend Euer Richard."

Ueberströmende Dankbarkeit gegen Gottes Güte und die reichen Gnaden, welche er der Familie erwiesen, besonders für seine Berufung zum Missionar, spricht aus allen Briefen; diese Dankbarkeit gegen Gott ist die Quelle der rührenden Dankbarkeit gegen die Eltern. Er erinnert sich stets, wie sie ihn für Gott erzogen und das Beispiel christlicher Tugend ihm gegeben haben. Im rauhen kalten Winter 1886 bittet er, der Armen nicht zu vergessen und fährt dann fort: „Mit Rührung und Vergnügen denke ich daran, wie ich mal um 10

Uhr aus der Schule kam und in der Stube einen Handwerksburschen fand, der mit sichtlichem Hochgenuß ein großes Stück „Beta“ verzehrte; die Mutter hatte eben gebacken; des Mittags fehlte halt „a Diendel“. Mutter! wenn ich in China drüben Mitleid mit den armen Heiden haben werde, so werde ich zum lieben Gott sagen: Ich danke Dir, guter Vater im Himmel, daß Du mir eine solche Mutter gegeben, die hat mich's gelehrt.“

„Aber thut nichts, ohne vorher zu denken: Lieber Gott, alles nur für Dich. (Lasset die Linke nicht sehen, was die Rechte thut, sagt die heilige Schrift.)“

Mit warmer christlicher Liebe möchte er allen helfen, und da er in der Nähe von Steyl und an der Pforte des Hauses Arme gesehen, welche das Nötigste entbehrten und nun bei den selbst armen Patres Hilfe suchten, bemüht er sich, das Herz der Mutter für eine in größter Bedrängnis befindliche Familie zu rühren: „Hier in der Gegend giebt es so blutarme Leute, daß es kaum zu glauben ist. Ich kenne eine Familie, da ist der Vater seit 5 Monaten krank, 7 Kinder sind zu ernähren, diese haben jedes kaum ein Hemdchen, die Wohnung eine Bretterhütte, der Wind pfeift durch die Fugen; täglich kommt ein Knabe und holt auf einem Schubkarren das Mittagessen, sonst hätten sie nichts. Die Gemeinde ist so arm, kann nicht einmal für den Besuch eines Arztes aufkommen. Zudem scheint bald ein Kind zu erwarten, woher Weißzeug, Kleider &c.?“

Würde ich nicht fürchten lästig zu fallen, so würde ich dem Christkind sagen, es solle daran denken, wie sehr es in der Krippe in den armen Windeln gefroren hat, und daß es doch halt sehr hart sei, wenn arme unschuldige Kinder vor Kälte weinen; deshalb möge es meiner Mutter sagen, sie solle doch ein oder zwei „Stückl“ schicken für „Hammadla“ und „Wandla“ und „Leinds-tücher“ (P. Henle benutzt den Hohenzollerschen Dialekt). Noch einiger Armen Not berichtet der Sohn der Mutter und fügt dann bei: „Ich habe nicht mehr viele Hemden.“

Dieser Mangel mochte wohl im Zusammenhang mit der Noth jener Armen stehen.

Von der leiblichen Noth eilten die Gedanken Richards aber bald wieder auf das Gebiet des Geistigen. In allen Seelen möchte er je nach Beruf und Gnade das Gute fördern. Dabei spricht sich die herzlichste Liebe und Freundschaft für alle aus. „Sagt dem Herrn Lehrer, ich wünsche ihm recht frohe Feiertage. Der Johann, an den ich immer denke, dessen blaue Unschuldsgaugen mich immer anlachen, und wegen dessen ich Wünsche, Hoffnungen und Herzensfreude habe, der Johann möge recht oft in die Kirche zum Christkind gehen, allein hingehen, und es bitten, es möge ihm doch sagen, was er werden solle; ihm dem Christkinde wolle er sich ganz schenken, es solle ihn doch recht beschützen, daß er seine Unschuld und Geradheit nicht verliere. Ich werde ihm bald schreiben und ihm und dem Anselm und der Magdalena etwas schicken.“ Dann kommen Grüße und Festwünsche für eine ganze Reihe von Verwandten und Freunden. Wie wenig der zukünftige Missionar seine Heimat vergessen, das bekundet auch einmal eine andere Mitteilung.

Der außerordentlich innige, lebhafteste Geist des jungen Mannes gab sich auch dadurch kund, daß er im Schlafe, oft ganz laut, geistliche Lieder sang und das Alleluja so jubelnd über seine Lippen kam, daß der ganze Schlaffaal lebendig wurde. Im Traum war Richard dabei in der Regel daheim.

Vor Empfang der niederen Weihen schrieb Richard: „Wie froh würde ich sein, wenn es mir vergönnt wäre, durch Erfüllung Eurer heißesten Wünsche Euch einmal eine recht große Freude zu bereiten, Euch endlich einmal wenigstens in etwa die große Liebe, die unzähligen Wohlthaten, welche Ihr an mir verschwendet habt, zu vergelten, oder doch wenigstens beweisen zu können, daß ich glücklich, überglücklich wäre, Euch glücklich zu sehen, Euch, darf ich so sagen, glücklich machen zu können. Guter Gott, Dir werde ich ewig dafür Dank sagen, daß Du mir

endlich das Glück bereiten willst, meinen lieben Eltern, nächst Dir meinen größten Wohlthätern, die Erstlingsfrucht Ihrer Gebete, Ihrer Wünsche, Ihrer Arbeiten, Ihrer Leiden und Entsagungen geben zu können. Teuerster Vater, innigstgeliebte Mutter, am Samstag, den 28. Februar, soll ich das große Glück haben, die Tonsur und die vier niederen Weihen zu empfangen. Wenn Ihr auch mir eine Freude machen wollt, so möchte ich bitten, daß Ihr Beide am folgenden Sonntag zur heiligen Kommunion gehet, vielleicht wäre es Euch, liebste Mutter, möglich, am Weihetage selbst noch zu gehen: der Vater wird es nicht wohl an diesem Tage können, aber am Sonntag geht zusammen und betet recht viel im Laufe der Woche für mich. Das Missionshaus stellt 26 Mann zu den heiligen Weihen; was wird der liebe Heiland doch eine Freude haben; betet recht viel, damit ich seine Freude durch meine große Unwürdigkeit nicht ganz trübe, daß ich mich in den Exerzitien doch noch ein wenig bessere. Das werdet ihr, ich hoffe es zuversichtlich, nicht unterlassen, ich meine die heilige Kommunion für mich aufzuopfern; ich wage selbst zu bitten, daß auch mein lieber Vater am Samstag selbst gehe. Es sind ja die ersten heiligen Weihen, und deshalb als Fundament für meine ganze Zukunft von größter Bedeutung; alle Gnaden aber müssen erfleht und in gewisser Weise verdient werden, und es wird dem lieben Gott sicher rechte Freude machen, wenn Ihr in derselben Zeit den Heiland empfangt, wo wir die Zeichen seines besonderen Dienstes erhalten. Ja, ich wäre ganz selig, wenn ich wüßte, daß Ihr mir diese Bitte nicht abschlagen wolltet; doch ich weiß, Ihr werdet es auch nicht thun."

Zaghaft bittet der Sohn dann die Eltern um etwas Geld für ein Kleidungsstück, das er anschaffen mußte und setzt dann in großer Bescheidenheit hinzu: „Andere haben sich auch einen neuen Talar verschafft, aber davon sehe ich gerne ab, ich habe den meinigen in dem halben Jahre, wo ich ihn alle Tage trage, möglichst geschont,

und so glaube ich, brauche ich jetzt noch nicht dafür zu betteln. Doch möchte ich bitten, nach und nach etwas zurückzulegen, lange kann ich doch nicht mehr so gehen."

Wie lehrreich sind diese Briefe für Söhne und Töchter!

Mit besonderem Interesse las ich das erste Schreiben nach der Primiz vom 21. Juni 1889. Er erinnerte an Vorgänge, deren Augenzeuge ich hatte sein dürfen. Und ich meine aus jedem Worte die lebhafteste Stimme und heitere Art des damaligen glücklichen Neupriesters zu hören und zu sehen.

"Meine innigstgeliebten Eltern! Wenn Ihr wieder im lieben Stetten seid, so mögen Euch diese Zeilen begrüßen, sie mögen Thränen trocknen, sie mögen Euch Aufklärung geben, über die Punkte, welche Euch vielleicht räthselhaft geblieben sein dürften. Zuerst wollen wir zurückschauen auf die Tage, welche wir hier verlebt haben. Es sind Tage der Gnade, des Glückes, so himmlisch, so erhebend, so selig im frohen Wiedersehen am Altar, wie man sie nur erleben, kosten, verstehen kann, wenn man den einzigen Sohn am Altare findet, zum erstenmale; wenn man aus weiter Ferne in ein Haus kommt, das geweiht ist dem Dienste Gottes, wenn man daselbst liebe, freundliche, heitere, gottgeweihte Herzen findet, die es sich zur Aufgabe gemacht zu haben scheinen, uns zu erfreuen, die uns, so einfach und unscheinbar wir auch sind, behandeln als liebe Freunde und Verwandte — ja gerade deshalb, weil wir einfach sind, um so aufmerksamer gegen uns sind, sich um so mehr über unser Kommen freuen, es als Ehre ansehen, sich mit uns unterhalten zu dürfen. Nicht wahr, das ist's, was Ihr hier erlebt. Reich und Arm saß hier zusammen, Vornehm und Einfach; und Ihr waret die Einfachsten und habt den Ehrenplatz eingenommen. „Papa" sagte Herr Rektor (der General-superior wurde damals so genannt) zum Vater und so seelenvergnügt „Mutter", daß ich bald eifersüchtig geworden wäre. Doch das ist Nebensache! Ihr habt am Altare geknieet, an dem Euer Schmerzenskind die heilige

Messe las, Ihr habt aus meiner Hand die heilige Kommunion empfangen, die das Leben der Seele ist; Ihr, die Ihr mir das Leben gegeben. Wie gut ist der liebe Gott gegen uns gewesen. Ich bin der einzige von den Neugeweihten, der beide Eltern zu diesem Glückstage einladen konnte. . . . So bin ich denn Priester. Wenn ich darüber nachdenke, mich jetzt ruhig in die Bedeutung dieses Wortes versenke, wie glücklich bin ich! Jeden Tag den lieben Heiland herniederrufen; eintreten als Mittler zwischen Gott und die Welt; berufen, für die Menschen zu beten, zu opfern, zu leben, zu sterben. Und woher dieses unverdiente Glück? Gottes Barmherzigkeit! Und mithin abgefleht durch Eure Gottesfurcht und Rechtlichkeit, Barmherzigkeit. . . .

Ich bin Priester! Täglich kann und will ich auf's Eindringlichste den lieben Heiland anflehen, daß Er Euch vergelte, was Ihr mir Gutes gethan, täglich beten, daß Er Euch tröste, leite, führe, daß wir nach gut gekämpftem Lebenskampfe glücklich droben uns wiedersehen, um uns nie mehr zu trennen. Hier auf Erden ist eben nur die Zeit der Prüfung, des Leidens, droben erst ist die volle Ruhe und Freude.

Rasch vergehen die Stunden des Glückes, dann kommt wieder des Lebens Ernst und Plage, aber wenn wir nicht aus dem Auge lassen, daß wir nicht hier sind, um zu ruhen, sondern zu schaffen, jeder in dem Berufe, der ihm angewiesen, dann nehmen wir alles dankbar von der Hand Gottes an."

Mit kindlichem Stolz giebt P. Henle sodann seiner Freude Ausdruck über das würdige und tadellose Auftreten seiner Eltern bei der Primizfeier. Fast kann er sich darin nicht genug thun. Und in der That, als Augenzeuge kann ich die Wahrheit seiner Worte bestätigen, auch mich hatte die Haltung der Eltern damals sehr erbaut.

Es heißt da weiter:

„Einen anderen Punkt zu berühren, so habt Ihr

gesehen, was Herr Rektor und die anderen Herren von Euch halten; sie schätzen Euch hoch. Ihr habt vielleicht übersehen, mit welchen ehrenden Worten Euer von H. Rektor in seiner Rede gedacht wurde. Und er hat sich kindlich gefreut, Euch zu diesem Feste bei uns zu sehen. Beifügen muß ich, daß Ihr Euch benommen auf eine Weise, die alle Ehre verdient; ich muß sagen, daß ich mich an Euch erbaut habe. Bescheiden, doch freundlich, und nicht mal die Mutter verlegen; alles war gut und lobenswert. Was Ihr gesagt, wurde mit heiterem Beifall aufgenommen. . . . Und daß ich mich Euer nicht geschämt habe, das habt Ihr wohl gesehen. Ihr habt Euch, und zwar Beide, sehr gut benommen, wirklich sehr gut."

Dann folgen Entschuldigungen, daß er die Eltern nicht gebeten, länger zu bleiben; der eifrige Priester und Missionar hat sich nicht länger Zeit gegönnt und keine Ausnahme machen wollen, da auch die anderen Neupriester ihre Angehörigen bald wieder scheiden ließen. Er versichert den Eltern dann: „Die Liebe zu Euch in meinem Herzen wird nicht sterben, sie hat, seitdem ich Priester bin, neue Nahrung gefunden; aber sie muß veredelt werden dahin, daß sie mir nicht hinderlich wird, wenn es heißt: Gott und das gute Beispiel ruft dich!! — Ihr werdet wohl nie daran denken, zu bereuen, daß Euer Sohn Missionär werden soll; nie dagegen sein oder gar hierhin schreiben; der Zorn Gottes würde jene treffen, die da schuld sind, daß die Zahl der Arbeiter im Weinberge Christi verringert wird!! Und denkt an die Worte Christi; laßt die Leute sagen, was sie wollen"

Einem längeren auf dem Meere geschriebenen Briefe entnehmen wir folgende Stellen: „Wenn ich so einen kleinen Schiffsjungen sehe, fange ich an, mit ihm zu plaudern, und gleich sind wir gut Freund, und dann erzählen sie, wie sie auf die See gegangen, daß sie schon 2., 3., 5mal in Asien, so und so oft in Brasilien und wer weiß wo gewesen — und das sind Jungen von 14,

15, 18 u. Jahren. Einer ist da, dessen Eltern sind vornehme Leute in Belgien, gut katholisch. Gestern Abend kam der Kapitain und bat uns, den Kleinen doch auch zur heiligen Messe zuzulassen, die Mutter hätte es ihm vor allem auf die Seele gebunden; und der Kapitain ist protestantisch; was so ein Mutterwort nicht alles ausrichtet! — Unseren Altar aber müßtet Ihr mal sehen! Waschtisch, eine Kiste, der Altarstein, rechts und links Betten, draußen die gewaltige See, die Maschine pustet und saust, die Steuerstange rasselt jeden Augenblick durch den ganzen weiten Raum, und unten wird das heilige Opfer dargebracht; der Heiland thront dort in enger Zelle, und nur 6 bis 8 Seelen sind es, die daran glauben und sind froh in diesem heiligen Glauben.

„Auf diesem Schiff ist ein protestantischer Missionär mit Weib und Kind, ein zukünftiger Prediger aus Basel, und 5 bis 6 protestantische Diaconissen, die nach China gehen, von diesen letzteren sind vier schon verlobt! Ein paar Jahre sind sie dort, dann endet die fromme Thätigkeit mit einer Heirat. Der Herr Hauptmissionar läuft mit seinen lieben Kleinen auf dem Arm das Schiff auf und ab, nun jedem seine Freude; wir sind sonst ganz höflich zusammen.“

Rührend ist, wie auch im Traum P. Henle Seelen und Arbeiter für den Weinberg Gottes sucht. So schreibt er: „Letzte Nacht habe ich immer mit dem Herrn Engelwirth gesprochen über seinen Lorenz. Ich möchte sehr gern wissen, ob er aufgenommen ist.“

Die zärtliche, kindliche Liebe des Sohnes spricht aus der Klage: „Warum habt ihr mir aber gar nicht geschrieben? Jetzt dauert es so lange, bis ich Euren Brief erhalte; die Zeit hätte, meine ich, doch noch hingereicht. Bitte, schreibt mir doch, wie es Euch ergeht, ob Ihr die Briefe und Karten erhalten habt, ich habe noch auf dem Wege zum Schiffe in China eine Karte geschrieben und noch im Nachen, der uns an's Schiff brachte.“

Auch der Verwandten und Freunde vergißt der Mis-

sionär nicht; er ist besorgt, daß, soweit er irgendwie den Keim eines höheren Berufes zu entdecken geglaubt, derselbe sich entfalten könne. Da sollte denn Mütterlein schon früher seine Base Rose zur Primiz mitbringen, damit vielleicht dabei und bei kurzem Besuch der anderen Klöster in und um Steyl die frommen Wünsche sich stärken möchten. Jetzt ist's eine Base Anna, um welche er sich sorgt und wünscht, daß sie den Fabian heirate, mit dem die besten Garantien für eine christliche Ehe gegeben seien.

Auf dem Seewege nach Hongkong und Schanghai am 4. November 1889 berichtet P. Henle an seine Eltern: „So sind wir mit Gottes Hilfe bald auf chinesischem Festlande angelangt. Morgen Abend sollen wir Schanghai erreichen. In Hongkong hatten wir nicht ganz 2 Tage Aufenthalt; wir suchten gleich die Kathedrale auf, die nicht schwer zu finden war, denn sie liegt weithin sichtbar auf einem Felsen. Hongkong selbst liegt prachtvoll am Fuße eines hohen Berges, vor sich das Meer. . . . Die Stadt ist schön, aber ein wahres Sodom — so sagen die Missionare. Nachdem wir vor dem Tabernakel gekniet, stellen wir uns dem hochwürdigsten Bischof Raimondi (von Hongkong) vor. . . .“ Von Puoly aus, nach Ankunft in der Mission folgt ein kurzes Schreiben mit dem Bericht der äußeren chinesischen Tracht, welche noch auf dem Schiff angelegt wurde.

Großen Trost bereitete P. Henle ein Brief der Eltern, welcher im Januar 1890 in seine Hände gelangte, das bezeugt ein Brief vom 23. Januar 1890: „Vor einigen Tagen erhielt ich Euren lieben Brief vom 29. Oktober vergangenen Jahres. Er enthielt viel Freudiges für mich, der ich so lange nichts mehr von Euch gehört hatte. Freilich empfing ich den Brief von Rom (nachgesandt), er ist geschrieben in einer Zeit, als das Herz noch blutete, aber der Ton ist ruhig, gefaßt, voll Ergebung. Gott sei Dank dafür, daß Ihr so ergeben in Gottes heiligen Willen, das ist für mich der größte Trost und die Quelle besondern Segens. Auch vom hochwürdigen Herrn Pfarrer

Schmidt, meinem väterlichen Freund und Wohlthäter, erhielt ich einen langen, recht schönen und tröstlichen Brief; er beweiset mir, daß der hochwürdige Herr Pfarrer alles thut, um Euch das Opfer, welches Ihr gebracht, zu erleichtern. Was Anna Schube angeht, so dürfte es wohl gut sein, wenn Ihr sie Frühjahr zu Besuch einladet; überhaupt müßt Ihr die Verbindung mit Tante Viktor aufrecht halten, sie ist Witwe, die 5 Kinder hat, und allein für alle sorgen muß. Daß es Euch gut ging, hat mich von allem, was Ihr sonst geschrieben, am meisten gefreut; möge der liebe Gott, der Euch so stark und mutig gemacht hat, möge er Euch auch fürder stärken, auf daß Ihr mit jedem Tage mehr fortschreitet im Guten und durch Eure guten Werke meine Wirksamkeit segnen könnt."

Aus Carraceuan ist ein, vom 1. Juli 1890 datirter Brief gerichtet an die „Herren von der Tafelrunde“ im Wirtshaus zu Stetten, als Antwort auf ein gemeinsames Schreiben, das diese an P. Henle gerichtet hatten. Es dürfte unsere Leser manches daraus interessieren: „... Mich plagt nur eines, der Drang, möglichst bald die Sprache zu erlernen. Diese Sprache ist, meine ich, nicht gerade schwer zu nennen. Die Hauptsache ist das Gehör. Werfall, Wessenfall 2c., wie in den europäischen Sprachen, giebt's nicht. Wir sagen: Die Rose ist schön; der Chineser: i neize han han = Rose schön zu sehen; Mehrzahl: Rosen sind schön, lautet chinesisch gerade so. Ich = no, du = ni, er = ta, mein = nodi, dein = nidi, sein = tadi, wir = nomen, ihr = nimen, sie = tamen, unser = nomundi. Gegenwart, Vergangenheit 2c. gilt in der Wortverbindung nicht. Wird z. B. ausgedrückt: Wo bist du gestern gewesen? so lautet das: Jele net zai nati = gestern du wo? Er sagte mir, ich sollte sobald als möglich nach Hause gehen: = Tai kei no ruo, ni kuai, bu neng feng kuai hui dja ichü i ba = er giebt mir sagen, Du rasch, rascher nicht möglich, wieder Hause geh!

Auf dem Papier liest sich das sehr leicht, indeß der Chinese sagt alles innerhalb der Zähne, mit solcher Faulheit, daß man oft nichts hört, als einen Mischmasch von Lauten und Tönen. Und das Schlimmste, die verschiedene Bedeutung desselben Wortes je nach der Tonhöhe. Dazu kommt, daß die Chinesen im Schimpfen mit unflätigen Worten eine unübertreffliche Fertigkeit haben. . . .“ Es folgen dann Schilderungen, wie oft Leute sich erhängen, um ein *lien* (Gesicht) zu bekommen, d. h. um sich zu rächen, oder um wieder zu Ansehen zu kommen. Dies thun namentlich oft Frauen, die in Unfrieden mit dem Manne leben. In solchem Falle erscheint der Mandarin und fällt das Urtheil; der Mann müsse die Frau schlecht behandelt haben, sonst hätte sie den Schritt nicht gethan. Er setzt dann den Preis fest, um den der Mann den Sarg kaufen muß, desgleichen wird eine kostbare Kleidung für die Tote genau vorgeschrieben, ferner ein großartiges Begräbniß und ein Festmahl für die Verwandten und eine hohe Summe an den Mandarin als Entschädigung für dessen Mühe. Das alles zusammen bringt den Mann an den Bettelstab. Wird ein Toter gefunden, so hat der Besitzer des Bodens, auf dem der Tote lag, denselben fein zu begraben und den Mandarin zu bezahlen. Ist nun jemand auf seinen Nachbar erzürnt, so geht er in dessen Garten und erhängt sich daselbst. „Der Mandarin kommt und fällt das salomonische Urtheil: Daß sich Dein Nachbar an Deinem Baume erhängt hat, ist ein Beweis, daß Du ihn schlecht behandelt hast, denn sonst würde er das ja gar nicht nötig gehabt haben. Darum leuchtet ferner ein, daß Du selbst kein guter Mensch bist; also hast Du ihm einen noblen Sarg zu kaufen 10. 10. — Das Ende — der Mann ist Bettler. . . .“

Doch hier giebt's auch Erfreuliches . . . Un Geduld stehen sie (Chinesen), sowie an Bedürfnislosigkeit über uns. Hat der Chinese ein Stück Kleienbrod und Wasser, so reicht das vollständig aus. Zum Schlafen dient

Gottes weite Erde. . . ." Es folgen dann herzerreißende Schilderungen der schrecklichen Ueberschwemmungen, welche weithin das Land verheert haben. Am Schlusse versichert P. Henle, daß er froh und glücklich sei im „himmlischen Reiche der Mitte“.

Diese Versicherungen, wie glücklich er in China sei, lehren in vielen Briefen an Eltern und bekannte Pfarrer seiner Heimat wieder. So lese ich eben in solch' einem Schreiben: „Ich danke Gott alle Tage für meinen Beruf.“ Die glühende Sehnsucht, bald und viel, recht viel wirken zu können und darum vollkommen die chinesische Sprache zu beherrschen, verrät sich in dem Geständnis an einen Pfarrer. Obwohl von Missionsarbeiten und weiten Ritten ganz ermüdet, steht er sehr oft schon um Mitternacht auf, um die chinesischen Hieroglyphen zu studieren. Zur Zeit, da die Feldarbeiten der Chinesen dem Missionar ferien geben, beginnt P. Henle wieder mit Nachdruck das liebe Studium der Sprache.

Und dieses innere Glück beseligte ihn mitten in so viel Leid und Trübsal, gegen welche das zarte Herz des edlen Mannes nichts weniger als unempfindlich war. Davon zeugen folgende Zeilen des nämlichen Briefes: „Bin vorgestern von der Hauptresidenz Puoli wiedergekommen, ein 4tägiger Ritt, wobei der gelbe Fluß zu passieren ist. Hielt in Puoli Levitenamt und dachte dabei, wie sie ehemals in Stetten bei Mag Henle so begeistert das Sit Nomen Domini Benedictum sangen. Das stimmte mich so freudig, und ich danke von ganzem Herzen dem lieben Jesus im heiligsten Sakramente, daß er mich so glücklich gemacht hat. Sehen Sie, es giebt trübe Stunden in der Mission, es giebt aber auch selige, selbst lustige.“

(Die lustigen sind P. Henle die im Kreise seiner Mitbrüder verlebten, welch' letztere alle von ihm sagen, wie heiter und fröhlich er sein konnte, er, der tiefernste Mann, der mit so glühendem Eifer dem großen Werke, zu dem er berufen, oblag.) „Dafür aber“, fährt er fort, „habe

ich auch vor nicht langer Zeit der Undankbarkeit der Christen wegen geweint. In letzter Zeit hat's hergegangen! Einen Christen blutig geschlagen, eine Kirche niedergebrannt, Verleumdungen schlechtesten Art, ausgeschimpft, verlacht, einmal in Gefahr totgeschlagen zu werden in offener Aufrottung gegen mich; das bitterste, die Verblendung der hiesigen Christen, die offen gegen mich auftraten, weil ich einen Befehl meiner Vorgesetzten zur Ausführung bringen wollte. Das thut weh! Doch jetzt vorbei, und alles geht vorbei.

Das Pfingstfest, wie Ostern habe ich im Kreise der Christen in Dschangdjaschuang gefeiert. Hochamt mit chinesischer Musik und Kunstfeuer. Dabei 30 Tausen von Erwachsenen. Vorige Woche kam ein 70jähriger alter Mann aus dem südlichen Teile meines Bezirkes, wo ich noch nie hingekommen bin. Er ist früher getauft worden (anfang achtziger Jahre). Da er sehr weit ist, hatte er seit zwei Jahren nicht mehr gebeichtet. „Priester“, sagte er, „ich möchte beichten und auch zum erstenmal die heilige Kommunion empfangen, wer weiß, ob ich über's Jahr noch lebe“. Notdürftig vorbereitet ging er nach Empfang der heiligen Sakramente froh wieder auf den Heimweg.

Die Rechnungsablage weist eine hübsche Zahl Neu-Christen hieselbst auf“

In einem Schreiben an die Eltern 1891 heißt es: „Mir geht es noch immer recht gut. Bin wohl und gesund und recht guter Dinge. Der hochwürdigste Bischof hat mir mal gesagt: „Henle, Sie sind für die Mission geboren.“ Es scheint wahr zu sein: Es geht mir jetzt wirklich recht gut . . . Es wird Euch wohl aus der Zeitung die Nachricht zugegangen sein, daß der deutsche Konsul von Seckendorf bei uns war, daß er in Jendeschoufu fast geprügelt worden ist, daß dort auch zwei katholische Missionare bei ihm waren. — Das war Herr Provikar Freinademetz und ich. Damals haben wir uns im Ernst auf den Tod vorbereitet. Doch wer schreibt

so was nach Haus, wenn man nur mehr einen kranken Vater und eine kranke Mutter daheim hat, die dann in Angst kommen?" — (Die Eltern hatten sich nämlich beklagt, der Sohn habe zu lange geschwiegen.) „Wenn der Richard fast ertrunken wäre, als er einen Mitbruder aus dem Wasser zog, so kann er das doch nicht schreiben, ebenso wenig, daß er letzten Herbst das Fieber hatte. Kurz, dem Richard sind schon viele Sachen passiert, die er halt nicht schreiben kann, dazu ist er noch ein Waghals und hört die Angstpredigten seiner Mama nicht mehr gerne an, deshalb schreibt er nicht alles. Sonst ist „dlar Richard it mai wie frühr“ (Hohenzollernscher Dialekt: „der Richard nicht mehr, wie früher“ — der ist viel lustiger geworden, hat aber doch auch einmal geweint, als neulich undankbare Christen, die er zu gut behandelt, übermütig Revolution gegen ihn machten. Da hat er erst mal zwei Thränen vergossen, ist aber dann den Schlingeln auf den Leib gerückt. Jetzt bitten sie jeden Tag um Verzeihung und sagen: „Hen Schiffou ho ein ho, je gunze dodo u ju lihe“ (Der Priester Han sehr gut, er hat Barmherzigkeit, jetzt aber auch Strenge.) Seht, so lebt euer Richard. Also seid unbesorgt um ihn, betet aber viel, daß er frömmere wird. Auch ich bete täglich, stündlich für euch.“ Die Versicherungen, wie glücklich P. Henle sei, wiederholen sich in rührender Weise beständig, täglich freue er sich seines Berufes. Einmal an seinem Geburtstage auf einer Missionsreise völlig durchnäßt, kommt er am Ziele an. Die Christen wissen Rat. Sie bringen einen Haufen Stroh ins Zimmer, zünden es an, und in nu sind die dünnen Leinenkleider dem Missionar am Leibe getrocknet. Vielsach ist die Christengemeinde erst im Entstehen und nur eine Lehnhütte dient als Kapelle. Nur erst die Männer dürfen bewohnen. Chinesische Etiquette, chinesischer Argwohn verlangt Vorkehrungen zur Abschließung der Frauen von den Männern; deshalb in den Kirchen mitten eine Mauer, welche selbe in zwei

Hälften trennt. Ist der Missionar bei einem solchen Kirchlein anwesend, und kann er also das heiligste Sakrament während seiner Unwesenheit im Tabernakel aufbewahren, „dann,“ schreibt P. Henle, „sind schöne Stunden Abends spät vor dem Tabernakel, wenn alles ruht. Da gedenke ich auch Eurer im fernen Heimatlande, die Ihr für Gott und aus Gottesliebe so große Opfer gebracht. Ich danke Gott, der mir so opfermutige Eltern gegeben. . . .“

Das Namensfest der Mutter war soeben vorüber. Der Sohn hat ihrer nicht vergessen: „Die heilige Messe habe ich für Müttern dargebracht, ebenso nächstens für Vater (zum Namensfest). Das sei mein Geschenk; besseres habe ich nicht; freudig gebe ich mein bestes.“ Nur wenig läßt der demütige Missionar durchblicken von seinen glänzenden Erfolgen, von der reichen, alljährlich sich mehrenden Seelenernte, die große Freude im Berufe, die überströmende Dankbarkeit für denselben, die Versicherung, daß er alle so innig liebe, aber nie Heimweh habe, das alles zeugt dafür. Aber auch die Hilferufe in den materiellen mit der Größe seiner Erfolge anwachsenden Sorgen lassen erraten, wie rüstig das Werk voranschreitet. Viele Kirchenbauten, Waisenfinder zc. — beständig ist P. Richard in Nöten. „Der Andrang zum Christentum ist sehr groß“, meldet er nur gelegentlich. „Ich bin ausgeraubt und durchgepeitscht worden, Ihr werdet es wohl gehört haben“, schreibt er das einmal, aber er verschweigt, daß man ihm das Messer schon an die Kehle gesetzt. „Ich habe keine Angst gehabt, ich bin ganz wohl, ängstiget Euch nicht.“

Doch es mehren sich die Berichte über die Verfolgungen der Christenfeinde und einmal bittet er die Eltern, doch ganz ergeben zu sein, ganz in Frieden und Gottes Willen hingegeben, wenn auch schwere und trübe Wolken über ihrem Himmel aufziehen sollten. In rührender Liebe gedenkt er aller Freunde, oft klagt er schmerzlich, daß verschiedene Priester seiner Heimat ihm nie auf seine

Briefe geantwortet. Er freut sich so kindlich, selbst nach langen Jahren, über Beweise des Wohlwollens, die man ihm vor der Abreise in Stetten gegeben. So sehr er aber auch aller gedenkt und für alle betet, er hat doch nie Heimweh, ist immer glücklich und fröhlich. Er sendet den Eltern sein Portrait, um sie zu erfreuen und bittet wiederholt, daß sie ihm doch ihre Bilder schicken möchten. Die Eltern willfahrten dem Wunsche des teuren Sohnes. Die Photographieen langten in Steyl zur Weiterbeförderung am nämlichen Tage an, an welchem die Todesnachricht telegraphisch eintraf. Wiederholt kündigt P. Henle seinen Eltern den Besuch seines Bischofs an. Er habe es ihm versprochen, sie zu besuchen, und nun sollten sie ihm nach Steyl schreiben, er müsse kommen; denn er habe sein Wort gegeben. Die Eltern sollten jedoch nicht bange und verlegen sein, der hochwürdigste Herr Bischof sei so leutselig, nur seine ehemalige Kammer, die er noch als „meine Kammer“ bezeichnet, möge man für ihn sauber bereit halten.

Der Wunsch des Missionars ist erfüllt worden; sein Bischof hat die Eltern besucht. Er hat P. Richard's Kammer bewohnt und auf der Lagerstätte seines und der alten Eltern Sohn eine kurze Nachtruhe gehalten; denn lange, lange bis tief in die Nacht hatte er hier, wo ich jetzt saß, mit ihnen zusammen gegessen und von ihm gesprochen, dem selig Verklärten, der sein Leben für seinen Heiland und für die Rettung der Seelen dahingegeben.

Die Kammer des seligen P. Richard.

Abschied von Stetten.

Spät in der Nacht gingen wir zur Ruhe. Die greisen Eltern führten mich in die Kammer, die einst ihr Sohn

bewohnt hatte. Da stand noch seine Bettstatt, ein Tischchen, ein Schrank, an den Wänden Bilder, die man einst dem Knaben geschenkt. Da hing eine Kette, die er in seinen Kindheitstagen aus Perlen gefädelt und mit einem Kreuz geschlossen. Nur ein mehrhundertjähriger Schreibtisch, von einem geistlichen Onkel stammend, war zur alten Einrichtung hinzugekommen. Der einstige Besitzer ließ nicht ab von der Hoffnung, P. Henle werde wiederkommen und solle er dieses Erbstück erhalten. Auf ihn hatten die Eltern ein Kreuz gestellt, das einst der Selige als Kind gezimmert und mit einem aus Papier ausgeschnittenen und durch eine feste Unterlage haltbar hergestellten Christusbilde versehen. Dies Kreuz interessierte mich lebhaft und die Folge war, daß die Eltern es mir zu meiner Freude schenkten. Es steht hinter der Glaswand meines Bücherschranks und zu seinen Füßen das Bildnis des Seligen.

In der Frühe des nächsten Morgens tranken wir Kaffee und aßen trockenes Schwarzbrot dazu und wohnten der heiligen Messe in der nur wenige Schritte entfernten Kirche bei. Diese ist neugebaut, aber es ist doch dieselbe Stelle an der der selige P. Henle die heilige Taufe empfangen, hier war die Quelle all der reichen Gnaden, die das Kind mit so dankbarem, willigem Herzen aufgenommen. Eine Tafel, welche auf Wunsch der Geistlichkeit an der inneren Wand der Kirche angebracht worden, giebt der Mit- und Nachwelt Kunde, daß hier an dieser Stelle der um des Glaubens willen in China ermordete P. Henle getauft worden und die erste heilige Kommunion empfangen habe.

Nach einem kurzen Rundblick in Stetten, einem flüchtigen Besuch bei Verwandten Henles, ging's noch einmal zurück in das Elternhaus des Seligen. Dann fuhr ich mit Mutter Henle (der Vater litt sehr an Kopfschmerz) in einem alten, kleinen Wägelchen und munteren Pferdchen (dem einzigen Personen-fuhrwerk in Stetten) zur Bahn. Ich schied ergriffen und sehr befriedigt mit

der Hoffnung auf des seligen Märtyrers Hilfe und Fürbitte.

Wir fuhren thalabwärts; nicht nach Haigerloch, Mühringen und Eyach, sondern nach einer anderen Station, die meinem Reiseziel, das noch ein Stück südlicher mich führte, günstiger lag. Ich blickte mich noch oft um nach Stetten, nach der Kirche, nach der hochgelegenen Flur, wo die Eltern den sogenannten Ullmannsacker haben und wo einst das dreijährige Bübchen seinen Pfahl einschlagen gewollt. In Hohenzollern besteht nämlich in den Dörfern eine sehr paradiesische Einrichtung. Die Gemeinden besitzen Ackerland, welches unter eine Anzahl der Bürger verteilt wird. Stirbt einer der Inhaber, so kommt der Nächstälteste in die Nutznießung. Echt patriarchalisch hat jede Familie mindestens ein eigenes Haus mit einem Gärtchen, mag's auch noch so klein sein, es ist doch ein sicheres Heim. Im Parterre liegen die Ställe für das Vieh, darüber die Wohnung. Keine Hochzeit findet statt, wenn das junge Paar kein Haus besitzt. Die neue Zeit fängt indessen an, auch an diesen idealen Einrichtungen zu rütteln. Zwei Familien in Stetten giebt es bereits als Inwohner. Mutter Henle wies auf den burggekrönten Zoller, wie es jeder Hohenzoller dem Fremden gegenüber thut. Zugleich erfuhr ich denn auch, was ich niemals begriffen hatte, weshalb der Fürst dieses Landes sein kleines Reich an Preußen abgetreten hatte. Es war nämlich 1848 die Revolution auch hier eingedrungen und er mußte mit seiner Familie flüchten. Da war er der Krone müde und legte sie an Preußens Thron nieder. Aber trotz der traurigen Erfahrungen, welche der Fürst gemacht, schauten seine Kinder doch gern nach Thronen sich um. Eine Tochter verließ die Heimat, um in Portugal Königin zu werden, ein Sohn wurde für den spanischen Thron in Aussicht genommen und dieser Umstand wurde Veranlassung zum 1870er Kriege; denn Frankreich fürchtete eine Störung des europäischen Gleich-

wichts und das Wachsen des deutschen Einflusses. Ein Sohn ward König von Rumänien, ~~und sein~~

Auf einer Wiese, neben der Fahrstraße, lagerte eine Zigeunerbande in zwei Gruppen, die Männer für sich allein mit Wagen und Pferden und die Frauen mit den Kindern in einiger Entfernung mit den Kochvorrichtungen. Mir fiel die strenge Trennung der Geschlechter auf; denn man weiß ja wohl, wie das Leben dieser Leute ein anderes ist, als sich danach vermuten ließe. Mutter Henle bemerkte mit Scharfsinn, daß die Zigeuner mit dieser Gruppierung nur beabsichtigten, sich nach außen den Anschein sehr großer Sittlichkeit zu geben und ihre tiefe moralische Stufe vor den Augen der Menschen zu verbergen. Dieselbe Erscheinung kehrt bei anderen heidnischen und muhammedanischen und orientalischen Völkern wieder, und ist sie auch oft nur Schein, oft nur eine Hülle für eine Untiefe, so zeugt sie doch für das Erkennen der Schönheit der Keuschheit und für die Bestimmung des Menschen zu einem würdigen, reinen Leben nach dem Bilde göttlichen Lebens. Trägt auch die übrige Natur die Spuren des göttlichen Bildners, so doch der Mensch in unvergleichlich höherem Grade. Gefallen — soll er zur alten, ja noch höheren Stufe sich erheben.

Auf einer kleinen Station, deren Name mir entfallen, saß ich noch eine Weile mit Mutter Henle. Sie sagte mir, sie wünsche so sehr, mit ihrem Manne noch einmal nach Steyl zu kommen, an die Stätte, an welcher ihr Sohn so viele Jahre gelebt und sich herangebildet, auch wolle sie gern noch die dort aufbewahrten, blutgetränkten Kleider ihres Sohnes sehen. Inzwischen kam die Zeit der Abfahrt, und wir schieden wie alte Freunde. Ich schaute noch lange hinaus, Mutter Henle stand auf dem Perron und blickte dem Zuge nach, dann entschwand sie meinen Blicken.

In der Nähe Beurons.

Noch waren wir auf Hohenzollernischem Boden, als wir dicht neben der rauschenden, smaragdgrünen (ich sah sie in Süddeutschland, wie auch Isar, Inn und Neckar in dieser herrlichen Färbung), an dieser Stelle eine scharfe Biegung machenden Donau anhielten. Hier mußte man aussteigen, wenn man nach Beuron wollte. Und nun kämpfte ich einen regelrechten Kampf. Sollte ich, oder sollte ich nicht? Ich hatte mich streng an mein Programm gehalten, nur dahin zu gehen, wo ich Menschen zu suchen hatte; denn ohne diese feste Grenze hätte ich soviel zu beobachten gefunden, daß die Zeit, welche ich mir gönnen durfte, nicht ausgereicht hätte. Ich mußte also mit ihr haushalten und sparsam umgehen und Maß halten. So blieb ich denn und schaute sehnsüchtig den Leuten nach, die da ausstiegen, um nach Beuron zu wandern. Dabei kam mir so allerlei in den Sinn, woran mich der Name Beuron erinnerte, und während wir weiterfuhren, hatte ich Zeit diesen Gedanken nachzuhängen. Ich sah im Geiste, wie einst, vor etwa 6 Jahren, ein Mann hier ausgestiegen, der von sich selber gesteht, daß er seit seinem achtzehnten Jahre ein Freidenker gewesen. Und als er das geworden, suchte er zunächst sein Glück in der Natur. Er schwärmte für die Natur, er betete sie an. Er wurde „ein Liebhaber der Einsamkeit in den tiefen Wäldern, ein Nachtschwärmer, der Tau und Mondenschein trank, ein Unbeter der Sterne und der tiefen Totenstille des Herbstes“. Aber die Unbetung der Natur wurde ihm schaal und überdrüssig, wie alles, was Gott entbehrt oder gar Gott ersetzen soll, der Menschenseele zum Ueberdruß wird. Er suchte Befriedigung und Glück auf andere Weise, er gesteht, daß „die Stadt ihn verschlungen — die Großstadt — der Absinth der Cafè's — der langen Winter-nächte Trinkgelage und unsinnige Gespräche mit be-

trunkenen Kameraden — und Zeitungen," und daß er „verwelkt war, wie ein Baum auf einem Boulevard."

„Sein Herz war so kalt und hart geworden. Es war nicht mehr eine weiche Fruchterde, es war künstlicher und unfruchtbarer Asphalt, aus dem kein Grassalm keimte."

„Und nun suchte er den Pflug, der die harte Rinde über den fruchtbaren Erdentiefen seiner Seele brechen konnte. Und unbestimmt fühle er sich zum Glauben der Kirche hingezogen als zu dem, der die Nacht dazu und zu noch mehr hatte. —"

„Über es war eine Empörung in ihm gegen den Glauben." — Der Versucher weckte seine jugendliche Naturschwärmerei und ließ ihn in Traurigkeit versinken bei dem Gedanken an die Vernichtung der schönen Erde, an einen Himmel ohne Bäume, Blumen, Sterne und Vögel. Aber dann sprach eine Stimme in ihm, daß der Mensch dazu da sei, seine Pflicht zu thun, und daß diese nicht in der Anschwärmung des Sternenhimmels zc. bestehe. „Der Kuckuck thut das seinige, wenn er ruft, und die Nachtigall die ihrige wenn sie singt. Aber der Mensch kann sich nicht von seinem Instinkt leiten lassen — wie der Kuckuck und die Nachtigall." —

„Wenn der Mensch das thut", redet er sich selber an, „wird er nur zu alledem geführt, dessen Du jetzt müde und überdrüssig bist — zum Müßiggang, zur Sünde, zu Kummer, Müdigkeit und Leere."

Und immer lichter wird es in ihm und die Erkenntnis erhellt auf einmal strahlend seine Seele: „Der Mensch als bloßes Naturwesen ist nichts; es ist die Pflicht des Menschen, über die Natur hinaus zu gehen. — —"

Und weiter erschließt sich ihm das Licht der Wahrheit: „Dieses ist nur auf eine Art möglich — durch Ueberwindung der Natur, Kreuzigung des Fleisches, Verleugnung seiner selbst — mit einem Worte: durch das Christentum. . . . Nur das Kreuz Christi ist leicht

zu tragen. Das bloße Gesetz — der Zwang, den die Verhältnisse des Lebens und der Druck der menschlichen Gesellschaft über einen ausüben — ist schwer und lästig; darum giebt es so viele, die ihn brechen, und in Leichtfertigkeit oder Verzweiflung die Last von sich abwerfen. Aber die Last soll getragen werden und die Leichtfertigkeit und die Verzweiflung führen beide zum selben Ziele — zum Tode. Da giebt es nur einen Ausweg — das Wort von Gott anzunehmen — das Kreuz des Lebens zu tragen, weil es Gottes Wille zu unserer Seligkeit ist. —

Und dieses ist allein möglich durch den festen Glauben an Christus als Den, der von Gott gekommen ist, um durch sein Leben und seinen qualvollen Tod am Kreuze die Wahrheit zu verkündigen. Glaube, daß Er der Bote Gottes und Sohn Gottes ist und bitte Ihn, Dir die Kraft zu geben, das Kreuz des Lebens auf Dich zu nehmen und es ohne Klage zu tragen. Dann wirst Du glücklich sein und sonst nicht! —

Der Mann, der das geschrieben, hat hart mit sich gerungen. Er war damals nach Beuron gegangen, dort besuchte er einen Freund, der war den gleichen grauenvollen Weg gegangen; aber nun war er längst ein ganz Anderer. Er lebte als Gast in Beuron und malte dort. Diesen Freund besuchte er und blieb 1 bis 2 Tage im Kloster. Doch dann trieb der heftige Kampf im Innern ihn wieder hinaus, immer weiter. Er wanderte ins sonnige Italien. Aber hier lenkte er die Schritte wieder in ein Kloster, man nimmt ihn auf als Gast und er bleibt durch Wochen und Monate. Und wieder treibt der Kampf, die innere Empörung ihn fort und wieder zurück zur fernen nordischen Heimat, wo er hochgeehrt und geschätzt war als der talentvollste Dichter Dänemarks. — Dort saß er eines Tages in Gesellschaft der „Nobelsten“ und „Besten“ des Landes in einem Café. Diese Menschen, welche sich groß dünkten, vergnügten sich damit, die Ehre der Vorübergehenden mit der Lauge ihres Spottes und ihrer Bosheit zu begießen.

Dann kam unter ihnen die Rede auf die Selbstmorde und einer von ihnen sagte klar und scharf: „Ja, wir müssen ja nach und nach so weit kommen, daß jeder Mensch selbst bestimmt, wie lange er leben will. Es wird sein, als wenn man sich entschließt, eine Frau zu nehmen, nicht im geringsten merkwürdiger.“

Diese Worte fanden keine Entgegnung, sie erweckten kein Staunen, nicht einmal Lachen. Der Dichter aber entsetzte sich über diese „fortgeschrittene Weisheit“ und es graute ihm vor den Tiefen, in denen all' diese Menschen sich bewegten und eine große Sehnsucht kam ihn an nach dem Frieden der schlichten Leute eines italienischen Dorfes, er sehnte sich nach dem Glück der Pilger einer Wallfahrtskirche, es zog ihn mächtig hin zu den Höhen des geistigen Lebens, wie er sie kennen gelernt in den Klöstern, die er besucht und aus denen es ihn fortgetrieben in innerer Empörung und im Streite zwischen dem Engel des Lichtes und dem Geiste der Finsternis. Und er stand auf, ging nach Hause und schrieb an den Freund, den er im fernen italienischen Kloster verlassen hatte: „Der Geist der Empörung hat mich fortgetrieben, aber jetzt wünsche ich, Zuflucht in einem Kloster zu suchen, um in der Einsamkeit den Glauben zu erobern, nach welchem ich Tag und Nacht strebe.“

Ein halbes Jahr später war der Dichter Jürgensen katholisch, zum Entsetzen und Staunen einer gottentfremdeten frivolen Welt, besonders der einstigen Genossen seiner tiefen Verirrungen. —

Die letzten Werke dieses Mannes sind Bekenntnisse seiner Seelenkämpfe und Enthüllungen der sittlichen Corruption jener Kreise, die er verlassen hat und seiner eigenen, dunklen Vergangenheit.

Es ist eine noch wilde Art, der Mann ist ein Neu-ling im keuschen Kreise der Kirche, das Feuer unreiner Leidenschaft, das er erstickt zu haben meint, lodert noch unter der Asche und bricht zuweilen in hellen Funken hindurch. —

„Möchte er auf dem Berge bleiben, auf dem die Sonne scheint und nie mehr in den Abgrund zurückkehren, sich nie mehr nach Sodomia umkehren, das hinter ihm brennt!“*)

Nur kurz war der Aufenthalt an der dort grünen Donau, am Wege nach Beuron. Ich war längst schon über Hohenzollerns Grenzen hinaus, als jene Gedanken noch meinen Geist beschäftigten.

Nun ging es ohne Aufenthalt Waldsee zu, einem Städtchen im südlichen Württemberg. Das war der südlichste Punkt und das eigentliche Ziel meiner Reise.

Waldsee

und seine hochverdiente greise Schriftstellerin Frau C. v. Urand.

An der Stelle, wo jetzt Waldsee liegt, war einst ein großer Wald gelegen, der einen kleinen See einschloß, das war der Waldsee. Vielleicht, daß dieser, gleich den vielen anderen Seen Süddeutschlands, den Torfgrabungen sein Entstehen verdankt. Von ihm hat das arme Städtchen seinen Namen und er bleibt dessen Schmuck und Sehenswürdigkeit.

Zwischen alten Giebelbauten ragt vornehm, auf erhöhtem Platz gelegen, die schöne Kirche über die kleinen Häuser hinaus. Am Kirchplatze wohnt die Familie Urand, aus der katholischen Linie von Urand, Edlen von Uckerfeld. Eigentlich ist es nicht mehr eine Familie, denn das Haupt derselben, der Vater, ist vor einigen Jahren gestorben. Er hatte den Keim des Todes sich

*) Vergleiche die Vorrede der Uebersetzerin der letzten Werke Jürgensens.

im Kriege geholt und zwar im Kampfe um die gerechteste Sache. Aus Begeisterung für die Kirche und deren Oberhaupt war der junge Mediziner in die päpstliche Armee eingetreten. Er focht unter dem tapferen General Lamorcière 1860 bei Castel-Fidardo gegen die Piemontesen, deren Fürst lüstern war nach dem päpstlichen Besitz und der Erweiterung seiner Macht über ganz Italien. Der junge Arand kämpfte als ein Held. Es gelang ihm auch, eine päpstliche Fahne zu retten, indem er sie schwimmend mit größter Lebensgefahr durch das Adriatische Meer von Castel-Fidardo bis nach Ancona brachte, wohin sich Lamorcière mit dem Rest seiner Truppen zurückgezogen hatte. Vom heiligen Vater Pius IX. mit dem St. Petrus-Orden geschmückt, aber in Folge der großen Anstrengungen und Verwundungen in sich den Keim schleichenden Siechtums tragend, kehrte der junge päpstliche Offizier nach dem Siege der Feinde in die Heimat zurück. 1864 verheiratete er sich und bald darauf verschlimmerte sich sein Gesundheitszustand derart, daß es ihm nur selten noch möglich wurde, seine Praxis zu pflegen. Das war hart für ihn und die junge Frau, hart für die Kinder. Aber Cäcilia war eine edle und umsichtige, fluge Frau; sie suchte den Mut des leidenden Gatten zu beleben und seine Geduld zu stärken und — für den Unterhalt der Familie zu sorgen. Cäcilia hatte früh die Mutter verloren und eine düstere Kindheit verlebt. Als Erzieherin jüngerer Kinder in der französischen Schweiz thätig, fand ihr reger Geist in einem katholischen Hause gute Gelegenheit zu weiterer Ausbildung im fleißigen Privatstudium. Schon als Schulkind waren ihre Aufsätze Lehrer und Schulinspektor aufgefallen und das sinnige Märchen, welches sie in diesem Alter erfand, zeigte ebenso ihr Talent, wie ihre edle Geistesrichtung. Es erzählte von einem Zauberlande, wo es nur gute und edle Menschen gab. Als Erzieherin wirkte sie viel auf den Geist ihrer Schülerinnen durch selbsterdachte Geschichten. Dennoch war Cäcilia noch nicht auf den

Gedanken gekommen, es mit der Feder zu versuchen. Die Schwierigkeit ihrer Lage, die Noth des Lebens, der „Kampf um's Dasein“, hat ihr endlich die Feder in die Hand gedrückt und ein Talent zur Entfaltung gebracht, das sonst die überaus große Bescheidenheit dieser zarten Seele niemals erschlossen hätte. Cäcilia Urand schrieb um Brot für ihren kranken Gatten und ihre Kinder, sie schrieb mit blutendem, liebendem Herzen. Aber hatte auch die eiserne Noth des Lebens ihr die Feder fest in die Hand gedrückt, so schrieb sie doch mit reinster, innigster Gottes- und Nächstenliebe. Sie wollte stets und immer die Seelen für Gott entflammen, den Glauben an den Sohn Gottes und die Liebe für seine heilige katholische Kirche beleben und Gottvertrauen und unwandelbare Treue unter Gottes Gebot, Entsagung, Demut und Opfersinn wecken und stärken. Alles, was sie geschrieben, zeugt von reichen Erfahrungen und einer in der Schule der Leiden gereiften Seele.

Tausende sind mit der Schriftstellerin gewissermaßen geistig verwandt; sie haben von der Fülle ihres reichen Herzens empfangen und in sich aufgenommen und in ihrem Leben fruchtbar gemacht.

Viele Wochenschriften, Kalender, Bücher und seit vielen Jahren der Sendbote des göttlichen Herzens in Cincinnati (Amerika) bringen die Erzeugnisse ihrer gewandten Feder an den Lesetisch unzähliger katholischer Familien, die sich an ihren Erzählungen aufrichten, unterhalten und zum Guten angespornt fühlen. Das eigentliche Feld der Schriftstellerin ist die Volkslitteratur. Ihre Entwürfe sind aus dem Leben des Volkes und für das Volk; doch hat sie sich auch in der Salonschriftstellerei und ganz besonders in der Jugendlitteratur, Herstellung von Jugendbüchern und Mitarbeiterschaft an Jugendzeitschriften erfolgreich bewährt.

Seit 1893 ist Frau Urand Witwe. Sie ist jetzt sehr leidend, Wassersucht, Asthma, Herzleiden, Schreibkrampf und große Augenschwäche machen es ihr schwer, die

Feder zu führen; dennoch hat sie noch nicht völlig dieselbe ruhen lassen.

Eine ihrer Töchter hat in dem heißen Verlangen der geliebten Mutter einen sorgenlosen Lebensabend zu ermöglichen, sich mit Widerstreben ihrer Natur als Zahnärztin ausgebildet, erfreut sich seit ein paar Jahren einer recht blühenden Praxis und ist nun die Ernährerin der Mutter und zweier Schwestern, welche ihr im Berufe helfend beistehen und den Haushalt führen. Ein Sohn lebt verheiratet als Vorsteher einer Fabrik in Hollstein.

Bei aller Sorge um das tägliche Brot sind diese edlen Frauen niemals für höhere Interessen erkaltet. Im Gegentheil, sie haben in ihnen die Kraft gefunden, das oft drückende Loos irdischen Kummers zu tragen. Wer sein Kreuz dem Heiland nachträgt, für das Werk der Erlösung es aufopfert und durch Gebet, Leiden, Entsagung und Arbeit mitwirkt für die Ehre Gottes und den Frieden, das Glück und Heil der Welt, der steigt über die Natur hinaus, seine Seele entfaltet, veredelt sich, sie strebt ihrem Gott entgegen, während ihr Leibliches gewissermaßen geistiger, vornehmer wird. Die Fülle göttlichen Lichtes strahlt hindurch, verklärt den ganzen äußeren Menschen und zündet und erwärmt, die ihr nahe kommen.

Doch, was habe ich gethan! Ich hatte mir ja vorgenommen, recht vorsichtig zu sein und schöne Menschen-seelen nur so aus der Distance zu schildern. Nun ist mir das so in die Feder gekommen, und ich möchte es stehen lassen. Es ist ja Waldsee in Württemberg so erschrecklich weit und den Lesern sind diese edlen Frauen persönlich unbekannt. Außerdem habe ich auch nur ganz allgemein Seelen geschildert, wie sie unter dem Kreuze des Heilandes und an den Quellen des Heils in unserer heiligen Kirche sich entfalten und wie ich deren, Gott sei Dank, viele im Kreise unserer Leser und Leserinnen gefunden habe. Solches finden edler, schöner Menschen-seelen, wie sie mir hie und da aus

frommen Augen entgegenstrahlten und in Wort und That sich bekundeten, oder wie sie in den meisten Fällen nur in Briefen mich mit ihrem edlen, weisen Sinne erfrischten, ist mir stets ein hoher Genuß gewesen. Es ist gewiß ein Blick in die sonnige, blühende Natur herrlich und schön, aber unvergleichlich herrlicher und schöner ist ein Blick auf das Wirken der Gnade in den Menschen-seelen.

In der Natur sehen wir, was Sonne, Luft, Thau u. hervorbringen, in den Seelen bewundern wir das Wirken Christi und des ewigen Vaters mit dem heiligen Geist, ein Wirken, das immer klarer und deutlicher das Bild unseres Gottes widerspiegelt.

Das Haus der seligen Betha. Festtrubel.

Dem Fenster des Zimmers gegenüber, das ich bewohnte, liegt das Geburtshaus der seligen Betha. Dasselbe ist in seinem Parterre noch erhalten und nur aufgebaut worden. Ich bin einmal hineingegangen und habe in dem engen Hausflur und in dem Schuhladen, der jetzt in der ehemaligen Weberwerkstätte des Vaters der seligen Betha eingerichtet ist, mich umgeschaut. Ich bin auch hinausgepilgert nach dem eine Stunde entfernten Reute, wo die Selige als Klosterfrau vom 3. Orden des heiligen Franziskus gelebt und gestorben ist. Noch heut sind die Schwestern derselben Genossenschaft im Kloster zu Reute thätig. Es ist ein Krankenhaus und ein Heim für alte Leute. Das Kloster hat heftige Kriegsstürme erlebt, ist wohl mehr als einmal niedergebrannt worden, aber es hat sich immer wieder aus den Trümmern erhoben und erweitert. Eine schöne Kirche, hochgelegen,

erhebt sich heut neben dem Kloster und dieses selbst hat überdies noch seine eigene, kleine, schmucke Kirche.

Die „gute Betha“, wie die Selige schon zu Lebzeiten genannt wurde und noch jetzt genannt wird, wurde vor 527 Jahren geboren und starb im Alter von 38 Jahren. Sie trug die oft blutenden Wundmale des Heilandes an ihrem Leibe und lebte lange Jahre ohne irdische Speise. Ihre Gebeine ruhen in einem Glasarkophage auf dem Altar einer Seitenkapelle der Kirche; es ist die Stelle der alten Kirche, in der die Selige so viel gebetet und so viele Gnaden, so reiches Licht in ihre Seele aufgenommen hat.

Besondere Umstände hielten mich zwei Tage länger in Waldsee, als ich beabsichtigt hatte. — Am Sonntag hörte ich eine Predigt über ein recht zeitgemäßes Thema, über den Selbstmord. Geschehnisse jüngster Zeit aus dortiger Gegend hatten dem Pfarrer Anlaß hierzu gegeben.

Die düstersten Schatten der Verzweiflung, die Schrecken unseliger That zeichnete der bekümmerte Seelsorger vor den geistigen Augen seiner Schäflein und vor denen des Fremdlings aus Schlesien. Vielleicht, daß manche aus den Zuhörern heut schlecht disponiert waren, jene Schatten und Schrecken gebührend zu betrachten, denn in den Köpfen flammte es heut auf für fröhliche Lust und prunkendes Leben.

Das Städtchen Waldsee sieht indessen so gar nicht darnach aus, man sollte meinen, seinen Bewohner sei mit dem Kampf ums Dasein, dem Ringen um das tägliche Brot die Lust zu Prunk und lauten Festen fremd geblieben. Doch am Nachmittag — siehe da wurde es in den Gassen lebendig und eine längstvergangene Zeit lebte neu auf; ein Zug von achtzehnhundert Menschen, theils hoch zu Roß, theils in phantastischen, allegorischen Wagen, theils im Kostüm mittelalterlicher Ritter und Edeln, Damen und Herren reicher Bürger, alter Bürgersleute und Künstler, dazwischen Possenreißer und Narren, und auf den Prunkwagen die personifizierten

alten Märchen und Göttermýthen und allerlei Allegorien. Da waren Nymphen, hier Schneewittchen mit den Zwergen, und dort ein Wagen voll junger Mädchen, Blumen darstellend, inmitten derselben die Blumenkönigin. Besondere Aufmerksamkeit zog der Wagen des „Zunftmeisters von Nürnberg“ mit Braut und Gefolge auf sich. Der „Zunftmeister von Nürnberg“ war der Titel des Schauspiels, das diese kostümierte Menschenmenge auf einer Bühne im Freien aufführen wollte.

Auf meine Frage nach dem Zweck dieses großen kostspieligen Nimmenschanzes wurde uns gesagt, daß — der hohe Magistrat von Waldsee solche Festspiele veranstalte, um — Leben, Verkehr, Einnahmen in die Stadt zu bringen. Das Resultat des letzten solchen Trubels waren — 500 Mark Defizit, die noch zu zahlen waren. Und nun schon wieder ein neues Volksspiel! Die Kostüme, resp. die Leihgebühr für dieselben bezahlte jeder Teilnehmer selber, und so mancher hatte dafür allein an 40 Mark zu entrichten.

Die Wohnung der Familie Urand war mit Bekannten angefüllt, die von den günstig gelegenen Fenstern den Festzug sehen wollten.

Vetter Nold

und der Selbstmordversuch seines Knechtes.

Unter den Anwesenden war auch ein Bauer aus der Nähe, „Vetter Nold“ genannt*), ein sehr intelligenter, belebener Mann, des Waldsee'er Blattes fleißiger Berichterstatter und Mitarbeiter, besonders für landwirtschaftliche Interessen. Von seinen 5 Kindern waren die ältesten 5 im Alter von 5 bis 10 Jahren mit den Eltern erschienen.

*, „Vetter Nold“ ist Ende 1902 gestorben.

„Vetter“ und „Base“ — das sind so württembergische Bezeichnungen, welche man aus Urtigkeit sehr leicht giebt, wenn auch nicht die Spur einer Verwandtschaft vorhanden, nur etwa irgend eine Beziehung eines entfernten Verwandten zu dem Betreffenden, oder gar nur Nachbarschaft oder Bekanntschaft. Auch ich wurde ohne Weiteres mit in diese Kategorie eingerechnet. Vetter Nold war übrigens ganz erschüttert von einem schrecklichen Ereignis, dessen Zeuge er in diesen Tagen gewesen war. Ein Knecht seines Hofes hatte sich einer tiefen Verirrung schuldig gemacht, worauf die irdische Gerechtigkeit Zuchthaus gesetzt hat. Vetter Nold redete ihm ins Gewissen und mahnte ihn zur Buße. Anstatt nun sich unter die wohlverdiente Schmach zu beugen, und das Heil seiner Seele zu sichern, ergreift die in ihrem Stolze gebrochene Seele des armen Sünders Verzweiflung; der Arme klettert hinauf zur Spitze des Daches im Innern der hohen Scheuer und — erhängt sich dort. Gott Dank! Es wurde bald bemerkt und Vetter Nold ersteigt auf einer Leiter so eilig, als nur möglich, hinauf. Dort oben schneidet er, selber in halsbrecherischer Situation, den armen Sünder los und läßt ihn an unter den Armen befestigten Stricken hinab in die schreckliche Tiefe auf die Tenne, um dann erst selbst abzustiegen und Wiederbelebungsversuche an dem bereits Ohnmächtigen vorzunehmen. Der brave Mann hatte sein eigenes Leben bei diesem gefährlichen Wagnis auf's Spiel gesetzt, und in Todesangst zitterte seine Seele um den Unglücklichen. Zu seinem Troste wurde dieser gerettet und in ein Krankenhaus gebracht. Dem Verlangen des Unglücklichen nach einem Priester wurde sofort willfahrt.

Der Priester tröstet und ermutigt den Armen, und bittet ihn, wie der arme Sünder selbst erzählt hat, sein Kreuz noch zwei Tage zu tragen, dann werde er ihm die Lossprechung bringen (es handelte sich offenbar um

einen Reservatfall, welcher der besonderen Ermächtigung des Beichtvaters durch den Bischof bedarf).

Diesen Umstand benutzt der Teufel von neuem, um die Seele zur Verzweiflung über die Größe seiner Schuld zu bringen. Der Unglückliche versucht noch einmal sich zu erhängen. Wieder wird er gerettet und die barmherzige Schwester und der gute Vetter Nold, die bald alle zur Stelle sind, thun alles, um den Verzweifelnden zu beruhigen. Vetter Nold konnte nicht verstehen, warum der Priester den Armen nicht bald losgesprochen; er zürnte ihm fast. Der arme Priester konnte sich natürlich nicht verteidigen; denn über die Beichte mußte er schweigen wie das Grab. So muß der Priester mutig der Pflicht gehorchen, wenn auch nicht selten, sogar von sonst gut Gesinnten, die Reinheit seiner Absicht und die Pflicht seiner Verantwortlichkeit nicht verstanden wird.

Gleichmut.

Selbstmord und Verzweiflung! Meine Gedanken konnten sich nicht loswenden von diesen schrecklichen Vorstellungen und von den armen, unglücklichen Menschen, welche dadurch zu Grunde gehen.

Verzweiflung und Selbstmord sind nicht mehr vereinzelte Erscheinungen; sie sind etwas Alltägliches geworden.

Könnte man sie doch retten, diese Unglücklichen und vor dem furchtbaren Abgrunde bewahren! — Wie ich so nachdachte und die verschiedensten Lebensstürme, welche die Seelen in jene grausigen Gefahren stürzen, an meinem Geiste vorüberzogen, da sagte ich mir, wir müssen alle etwas erstreben, für uns und unsere Mitmenschen, etwas, an das gar wenige denken. Es trägt

einen unscheinbaren Namen, man möchte es wohl sehr leicht unterschätzen und verkennen, und doch würde es uns aufrecht halten, wenn Stürme uns umtosen und uns erretten, wenn die Wogen über uns hinweggehen.

Man hält es wohl kaum für eine Tugend, und doch ist es eine große Tugend, oder vielmehr es wurzelt in der ersten und notwendigsten aller Tugenden. Dieses etwas ist — Gleichmut.

Gleichmut wird von oberflächlichen Menschen nicht selten für Gleichgültigkeit angesehen, ist aber in seinem innersten Wesen etwas ganz anderes. Gleichgültigkeit wurzelt in der Natur, Gleichmut aber in Uebernatur, in der Gnade. Gleichgültigkeit kommt von dem niederen Menschen, aus der Bequemlichkeit und Trägheit, aus Mangel an Liebe; Gleichmut aus Kraft und Anstrengung und aus heldenmütiger Liebe. Gleichgültigkeit ist die Signatur des Selbstsüchtigen, des Menschen der niedrigsten Begierden, des düstersten Pessimisten, und des Blasierten, Gleichmut die des Selbstlosen, des geistigen Menschen, des auf Gott vertrauenden. Dem Gleichgültigen gilt es gleich, ob die Sache Gottes siegt oder unterliegt, ob Seelen gerettet oder verloren gehen, ob der Glaube ausgebreitet oder erstickt wird. Dem Gleichgültigen gilt es gleich, ob seine Berufsthätigkeit Erfolg oder Mißerfolg hat, ob er Liebe erhält oder nicht, entweder weil er versunken ist in die niedrigsten Begierden oder weil Blasiertheit und Uebersättigung von den Genüssen dieser Welt ihn ergriffen, oder weil die Trostlosigkeit des Unglaubens seine Seele niederdrückt.

Der Gleichmütige schöpft Mut, immer gleichen Mut aus der Tiefe des Glaubens und Gottvertrauens in allen Fügungen, Mühseligkeiten, Bitterkeiten, Enttäuschungen, Leiden und in allen Wechselfällen des Lebens. Er empfindet es wohl, wenn er zurückgesetzt wird, wenn man ihn übersieht, seine Mühen und guten Absichten unterschätzt und verkennet, aber er schaut auf seinen Heiland, er sagt sich, Gott will es, er will es zu Deinem

und anderer Heil. Er ist überzeugt von der Liebe seines Gottes, der ihn mehr liebt, als Vater und Mutter und Freunde, und mehr als er sich selbst liebt. Er weiß, daß Gott das höchste und liebenswürdigste Gut ist, und daß es dem Geschöpfe ziemt, sich unter seine Hand aus lauterer Liebe zu beugen. In dieser Liebe des Geschöpfes zum Schöpfer und des Schöpfers zum Geschöpfe liegt die Quelle des Gleichmutes.

Es ist etwas Weihevolltes, Himmlisches gelagert um den Gleichmütigen. Wie ist er Herr über sich selbst in allen Widerwärtigkeiten und Demütigungen. Er erbittert sich nicht, wenn er im Schatten steht, wenn die Ehrungen der Welt anderen zu Theil werden und an ihm achtlos vorüberziehen, er hascht nicht nach Popularität, er nimmt zwar freudig und dankbar gegen Gott und die Menschen an, was an menschlicher Liebe und Güte ihm zu Theil wird, aber mit immer gleichem Mute, mit immer gleicher Würde geht er seinen Pilgerweg voran, auch wenn er wenig Liebe findet, ja wenn alle ihm Gleichgültigkeit bezeugen, selbst wenn die ihm Nahestehenden und seine besten Freunde gegen ihn erkalten. Er hat ein warmes Herz für den Nächsten, denn er liebt ihn mit der Liebe, deren nur ein treuer Gottesdiener fähig ist, und darum ist sein Herz so empfänglich, darum erfreut ihn so sehr die Liebe seiner Mitmenschen, darum aber braucht er auch Mut, immer gleichen Mut, um zufrieden zu sein mit dem Maße der Güte und des Wohlwollens, das man ihm zumißt. Wer, der da Gott liebt, möchte diesen Gleichmut nicht erstreben wollen?

Manche schöne, berechtigte und dem Herzen teure, jahrelang getragene Hoffnung, deren Scheitern ihm kaum möglich dünkte, sieht das arme Menschenherz erblaffen. Was es am festesten gehofft — es bricht zusammen. Nun stähle Dich, Christenherz! Oder vielmehr erstrebe und eigne schon in stillen, ruhigen, friedlichen Zeiten Dir die Festigkeit, den Gleichmut an, den kein Jünger

Christi entbehren kann. Die Nachfolge Christi führt nach Calvaria, führt unter das Kreuz. — Aber, Du meinst vielleicht, es seien nicht Hoffnungen für das Irdische gewesen, sondern Hoffnungen für das Himmlische, für Seelen, die Dir besonders nahestehen, und nun glaubst Du, Gott habe Dich verlassen und Deine Hoffnungen seien in Rauch aufgegangen. Du weißt nun nicht, wie Du Mut, immer gleichen Mut schöpfen sollst. Nicht nur sind Deine schönsten Hoffnungen gebrochen, Du siehst auch Dir besonders teure Seelen in der äußersten Gefahr schweben! Auch dann: Gleicher Mut! Gott ist es, der es zuließ. Darin liegt ein großer Trost. Warum mußte gerade jene Seele Dir nahestehen? Warum selbst jene unbußfertig geschiedene, die Deines Vater, Deiner Mutter, Deines Kindes sein? Gott konnte sie Dir fernstehen lassen. Er aber hat sie Dir nahegestellt, Du solltest an seinen Schmerzen teilnehmen, sein Kreuz tragen helfen. Und so groß Dein Schmerz sein mag, der seinige ist doch noch größer. Denn keines Menschen Liebe ist so groß, als die Liebe Gottes zu den Menschen. Darum auch ist kein Schmerz so unermesslich, als der Schmerz unseres Gottes um eine verlorene Menschenseele.

Schon viele sind durch heftige Lebensstürme aus glänzenden Stellungen, aus Reichtum, Wohlhabenheit in Niedrigkeit und Armut herabgesunken, die einen nach und nach, die anderen sogar plötzlich. Der erschütternde Schlag kam für sie wie ein Blitz aus heiterem Himmel.

Wieder andere sind durch Verleumdungen oder Ehrabschneidungen um ihren guten Namen, um ihren guten Einfluß gebracht worden. All' ihr redliches Bemühen, Gutes zu thun, und etwa frühere Versehen und Fehler durch erhöhten frommen Eifer zu ersetzen, ist vergeblich, böse Zungen entziehen ihnen den Boden unter den Füßen, der moralische Tod ist beschlossen, sie sollen der Verachtung anheimfallen und nie wieder freudig aufatmen dürfen, nie wieder auf einen grünen Zweig kommen. So wie

es scheint, daß sie sich erheben und wieder Ansehen und Frieden finden, sind die Feinde schon da, um sie durch neue böse Reden und Intriguen niederzuwerfen.

Da haben nun einige, obwohl tief erschüttert und erschreckt, obwohl niedergeworfen und von den harten Schlägen, einen bewunderungswürdigen Gleichmut bewahrt. Wohl haben die ersten Stürme sie fast betäubt, aber selbst in der tiefsten Erschütterung verloren sie nicht das Gleichgewicht ihrer Seele; sie griffen zu keinem verwerflichen Mittel, vor den Schranken des göttlichen Gesetzes machten sie halt.

Und aus der ersten Verwirrung erhoben sie sich demutsvoll und doch voll Würde. „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen! Die Hand des Herrn hat mich getroffen! Der Name des Herrn sei gebenedeit!“ „Gott liebt mich, Gott weiß, was mir gut, und denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten gereichen“ — das ist die Sprache des heiligen Gleichmutes, des Gottesfriedens. — Und dann fragt sich die Seele des tapferen Pilgers: „Was will nun Gott von mir? Und sie erwägt und geht an's Werk, um den Willen Gottes zu erfüllen und den Weg zu gehen, den der nun weist, der gesagt hat: „Meine Wege sind nicht Eure Wege und meine Gedanken sind nicht Eure Gedanken.“ Und ob's den armen Menschen, der sein irdisches Glück begraben, der sein Herz tapfer zum Schweigen, zur Ruhe gebracht, auch hart ankommt, er geht doch mit immer gleichem Mute den neuen Weg voran; denn er vertraut seinem Gott, er weiß, zu Ihm führt der dornige, steinige Weg und seine Huld und Gnade ist mit ihm. Und der heilige Gleichmut hilft auch über äußere Schwierigkeiten hinweg, er besänftigt oft selbst mit der Zeit die erbittertsten Feinde.

Was aber sehen wir da, wo es an Gleichmut fehlt?

Wie manche haben über einem geringen Verlust, oder einer Zurücksetzung, über dem Scheitern einiger Hoffnungen den Verstand verloren oder sich zu Tode

gegrämt, oder sich dem Trunke ergeben, oder sind im Jorn zum Verbrecher geworden und dann von Stufe zu Stufe gesunken und zu Grunde gegangen.

Und erst gar bei erschütternden Schicksalsschlägen, beim Zusammenbruch der bisherigen Stellung, beim Verluste von Ehre und Ansehen — was finden wir da alltäglich? Verbrechen und Selbstmord. —

„Das ist alles ganz schön“, sagt vielleicht jemand, „aber hier ist doch nur die Rede von mehr unverschuldeten Mühseligkeiten und Leiden. Wenn aber der Mensch mit sich selber im Kampfe liegt, wenn er von seinen kleinen Schwächen noch oft überwunden wird, oder wenn er gar noch rückfällig geworden in alte große Sünden — was dann? Der Gottesfriede seiner Seele ist geschwächt oder gar zerstört — wie soll er sich selber, wie sein eigenes Elend tragen? Ja er soll's, und er kann's. Der Heiland ist gekommen die Sünder selig zu machen! Aus dem Liebesheerde Gottes schöpfe er immer gleichen Mut, um an sich selber zu arbeiten, sich selber zu beherrschen, und zu neuem, würdigem Leben zu erstehen. Und ist es eine so schwere Verirrung, daß das Urtheil der ganzen Welt den armen Sünder verdammt, und will die Schuld die arme Seele erdrücken, schlagen auch die Wogen über ihr zusammen — ist auch alles für diese Welt verloren — noch ist Gott nicht verloren. — Und ist er für den Augenblick verloren, die zerfnirschte Seele findet Ihn in einem reinigen Augenblick wieder und wendet sich zu dem, der am Kreuze für sie starb; und wie ein Phönix aus der Asche, so steigt der arme Sünder zu neuem Leben empor. Ob auch die Welt ihn ausgestoßen und für immer ihr Pforten ihm verschließt — der Himmel steht ihm offen, dem reinigen Sünder, offen ihm das Herz seines Gottes, und am jüngsten Tage wird er wieder in alle Ehren vor der ganzen Welt eingesetzt.

So kann auch der Verirrteste den heiligen Gleichmut aus der Liebe Gottes schöpfen, wenn der Glaube noch

fest in der Seele wurzelte, oder wenn der jähe Fall ihn erschüttert, zur Besinnung gebracht und zu Gott zurückgeführt hat.

Das ist's ja gerade, weshalb Gott diesen Fall zulässt, das ist's, weshalb Er auch all' diese irdischen Schläge und Prüfungen über die Menschen kommen lässt.

Doch nicht nur in den persönlichen Prüfungen, Schlägen und Verirrungen soll heiliger Gleichmut uns aufrecht halten, wir bedürfen seiner auch in den Leiden und Schlägen, welche die Kirche Gottes selbst treffen, ja wir brauchen ihn, wenn die Zeiten des Niederganges im Glaubensleben der Kinder der Kirche angebrochen, wenn Säulen der Kirche wanken und fallen, wenn ihre höchsten Spitzen ihrer Würde nicht Ehre machen. Nicht ist der heilige Gleichmut träger Ruhe gleich, nicht lässt er uns müßig die Hände in den Schoß legen und hoffen, nicht nur allein still beten — nein, er spannt alle unsere Kräfte an, er ruft uns zu mutigem Kampfe auf für Gott und Gottes Sache, aber auch zu felsenfestem Vertrauen auf den endlichen Triumph der Kirche, der Braut Christi.

Muß nun der heilige Gleichmut uns hindurchhelfen durch düstere Wolken und Stürme, so haben wir ihn nicht minder nötig in sonnigen, glücklichen Stunden, auf den rosigen, blumigen Wegen der Freude und des Glückes.

Das Wort des Dichters: „Nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen“, ist noch stets unwidersprochen geblieben. Freude und Glück umklammern so leicht die Seele und suchen ihre Schwingen niederzuhalten, damit sie sich verliere in dem, was ihr doch nur Mittel sein soll, die hohen Ziele, die ihr gestellt sind, zu erreichen. Wie alle ihre Geschicke, so sollen auch Freude und Glück den ewigen großen Zielen der Seele dienen. Und wie ohne Gleichmut der Mensch in trüben Zeiten der Gefahr ausgesetzt ist, von seinem Ziele, sich

abzuwenden und in einen Abgrund zu versinken, so ist es auch ganz ebenso in den sonnigen Tagen des Glückes.

Es gehört ein immer gleicher Mut dazu, um nicht in großen Ehrungen stolz und eitel zu werden, um im Reichthum nicht zu verweichlichen, um der Pflichten nicht zu vergessen, welche die Jüngerschaft Christi damit auferlegt.

Und wie bei plötzlichen, düsteren Schrecken der Mensch ohne Gleichmut in äußerster Gefahr schwebt, so auch bei großen, erschütternden, freudigen Ueberraschungen. Wie oft schon haben da Seelen ihr Gleichgewicht verloren, und irdische Leiden und innere Niederlagen sich zugezogen. Da erfuhr vor einigen Jahren ein Mädchen in Süddeutschland von einer großen Erbschaft, welche ihre Herrin ihr vermacht, in 3 Jahren brachte man die reiche Erbin in ein Irrenhaus. Andere gewannen plötzlich ein Vermögen und vergeudeten es in toller Freude in wenigen Stunden.

Viele, sehr viele sind bei solchen Glückseignissen vollständig gegen den erkaltet, der sie ihnen zum Heile sendete. Nicht minder als schimmerndes Gold haben andere plötzliche freudige Erschütterungen (z. B. besondere Ehrungen, unerwartete menschliche Gunst, Zuneigung und Liebe), schon Seelen aus dem Gleichgewicht gebracht und in tiefe und schwere Gefahren gestürzt. Sie ist so groß angelegt, die Menschenseele, und doch so arm und schwach, darum muß sie mit immer gleichem Mute, ihrer hohen Bestimmung und ihrer großen Schwäche eingedenk, ihre Pilgerschaft fortsetzen. Gott liebt sie, Er hat sie geschaffen, erlöst, geheiligt, Er will sie hindurchführen durch alle Stürme, er will ihre Stütze, ihr Halt sein im tiefsten Schmerz und in der Freude, in den Bitterkeiten und Enttäuschungen und in den Unnehmlichkeiten und Erfolgen des Lebens. Er will aber auch Derjenige sein, der sie aufrichtet, wenn sie sich selber verloren, wenn schwere Schuld sie niederbeugt. Er will sie retten und aufnehmen und an sein Herz ziehen, milde

und barmherzig, wenn auch die Welt sich von ihr wendet und alles sie verläßt.

Diese Liebe Gottes ist die Quelle für den Gleichmut, dessen wir so nötig bedürfen, um stets im rechten Geleise zu wandeln. Diese Liebe Gottes ist aber auch viel mehr wert, als alles irdische Glück und alle menschliche Gunst und Freundschaft. Schätzen wir sie, wie sie verdient geschätzt zu werden, dann werden wir im Unglück nicht des süßesten Trostes entbehren und in der Freude nicht den Halt verlieren, wir werden vor vielen Fehlern bewahrt werden und, gefallen, uns schnell wieder erheben.

Es giebt aber ein noch höheres Motiv für den Gleichmut, das ist die Erkenntnis, daß Gott die ewige Wahrheit und das höchste Gut ist, das um seiner unendlichen Heiligkeit willen aller Ehre und Liebe und unseres Dienstes würdig ist. Die Ehre Gottes vermehren, seinen heiligen Willen erfüllen, um seiner selbst willen — weil es Gott erfreut und verherrlicht, darum also im rechten Geleise stets verharren und mit Gleichmut Ihm dienen in stillem Gottesfrieden, in jeder Lebenslage, Lebensnot und Freude, das ist voll und ganz würdig der hehren Bestimmung der Menschenseele.

St. Ottilien.

Nach 4tägigem Aufenthalt in Waldsee nahm ich eines Morgens wehmütig Abschied von den edlen Frauen und nahm meine Richtung wieder nordwärts; zwar nur allmählich, denn ich hatte noch unterwegs einige Stationen zu machen.

Mein Weg führte mich ganz nahe an dem Missionshause St. Ottilien vorüber. Da konnte ich denn doch nicht umhin, einmal auszusteigen, und ein wenig daselbst

mich umzusehen. Es ist hier ein altes Herrenschloß mit einem Gut und einigen kleinen Landwirthschaften aufgekauft worden. Der ganze kleine Ort Emming gehört heut einer Missionsgesellschaft von Benediktinermönchen. An das große Kloster der Patres, Laienbrüder und Laien-Novizen schließt sich eine prächtige, mit kunstvollem Portal und schöner Empore versehene und von weitem Schmuckplatz mit Kapellchen umgebene Kirche.

Gegenüber vom Kloster liegt das Haus der Zöglinge, dicht daran die alte Kapelle zu St. Ottilien, in welcher die Zöglinge, deren Zahl 50 kaum übersteigt, ihren Gottesdienst und ihre Andachten haben. (Die höheren Studien werden in einem $\frac{1}{2}$ Stunden entfernten Hause gemacht.) Den Unterricht erteilen ein paar Mönche und 3 Laien, junge Herren, welche eben die Universität besucht und noch der Anstellung harren; sie wechseln dementsprechend natürlich oft. Sie haben sich in dem Hospiz für Fremde, d. h. in der Klostergastwirthschaft, welche von einem Rentierpaare geleitet wird, in Pension gegeben. Man kann daselbst recht ungeniert zu Preisen bleiben, wie man sie in Gasthäusern gewöhnt ist. Verschiedene Handwerksstätten und landwirthschaftliche Baulichkeiten und Einrichtungen umgeben das Kloster und das Studienhaus.

Unweit liegt auch das Kloster für die Missions-Schwester; ein Teil dieser Schwestern ist übrigens mit Waisenpflege beschäftigt. Diese Einrichtung wurde getroffen, um die einmal eingetretenen und für Missionen nicht geeigneten Schwestern zu beschäftigen.

Die Schwestern haben ihre besondere Kapelle und besuchen niemals die große Klosterkirche. So birgt die Niederlassung denn 3 Tabernakel. Der Blick von dem hochgelegenen Portal der Kirche fällt zunächst auf werdende Gartenanlagen und auf eine weite, waldumsäumte Landschaft mit völliger Totenstille, zu welcher weite unfruchtbare Torfgründe das ihrige beitragen. Nur ein paar ferne Kirchtürme weisen auf menschliches



Haigerloch.



Kloster Beuron.

Leben. Auch Schwesternkloster und Mönchskloster und der malerisch gelegene Kirchhof sind von gleich totenstillen Landschaft umgeben.

Am Nachmittag kam ich nach München und lenkte meine Schritte zur Wohnung der Familie des Dichters Dr. Helle. Ich traf ihn selbst, den edlen Sänger des „Messias“, nicht an. Er befand sich nach tödtlicher Krankheit mit der jüngsten Tochter in Bad Reichenhall.

Dürstig und abgenützt war der alte Hausrat, dessen bessere Stücke noch für die Zimmer der „möblierten Herren“ verwandt worden waren. Die bittere Armut lag offen am Tage und es ergriff mich die Sorge der bekümmerten Mutter um das spätere Loos ihrer 2 kränklichen Töchter. Von den 2 gesünderen ist die eine in einem Kloster in Amerika als Lehrschwester thätig, die andere wirkt in einem österreichischen Kloster. Ein Sohn ist Buchhändler geworden, der älteste Sohn starb vor einigen Jahren als Kunstschüler der Malerakademie in Dresden. Ich versprach Frau Helle, deren Gemahl auf der Weiterreise in Reichenhall aufzusuchen.

Gegen Abend wohnte ich der Maiandacht in der St. Bonifaciuskirche bei und fuhr am anderen Morgen ohne etwas weiteres von München gesehen zu haben, g'en Alt-Netting. Es war gerade die Zeit der Feier der Seligsprechung der 1744 gestorbenen seligen Creszentia von Kaufbeuren, einer schlichten, einfachen, aber wunderbar erleuchteten Klosterfrau vom III. Orden des heiligen Franziskus. Die selige Creszentia war eine Deutsche, eine Bayerin. Aus weiten Gegenden kamen zahlreiche Pilger, um während der 10tägigen Festdauer die Selige zu besuchen. Ihr Leib war für diese Zeit mit hohen Ehren in kostbarem Sarkophage nach der Pfarrkirche übertragen und dort ausgestellt. Ganz Bayern war auf den Füßen. Schaaren Volkes strömten hin und her. Zu meinem Eisenbahn-Coupee betete man ungenirt laut den Rosenkranz, und kein Mensch in den Nachbarcoupee's spottete über die frommen Beter. Ich hatte das anfänglich

gefürchtet, aber ich kannte Bayern nicht. Würde man bei uns mit solchen Andachtsübungen „Perlen unter die Säue“ werfen, hier in Bayern ist es offenbar nicht so.

Es zog mich mitzugehen mit den frommen Pilgern und ich kämpfte wieder einen Kampf mit mir — — Jetzt war der Scheidepunkt vorüber, Kaufbeuren lag hinter mir und bald waren wir in Alt-Wetting.

Alt-Wetting ist ein vielbesuchter Wallfahrtsort, eine Gnadenstätte der lieben Mutter Gottes. Die kleine Marien-Kapelle ist wohl an 1200 Jahre alt. Urnen, in kleinen Nischen angebracht, bergen seit langen Zeiten die Herzen der bayerischen Könige. Neben ihnen findet sich, in gleicher Weise aufbewahrt, das Herz des edlen, großen Tilly.

Der Andrang nach Alt-Wetting, namentlich aus Bayern wie auch aus dem nahen Oesterreich, ist ein ganz außerordentlicher und die Patres-Kapuziner, welche der Wallfahrtsseelsorge obliegen, pflegen ihres Amtes mit unermüdlichem Eifer.

Bei den täglichen Matpredigten war die eine der drei Kirchen erdrückend gefüllt. Die Haltung der Wallfahrer wie auch der Ortsbewohner hat mich erbaut. Geradezu rührend fand ich die Frömmigkeit der Arbeiter, des Ortes, die bei Tagesanbruch und nach Schluß der Arbeit in ihrer Alltagskleidung die Kirche besuchten, und bescheiden im Hintergrunde in Andacht versunken der heiligen Messe oder dem heiligen Segen beiwohnten; eine stille Besuchung des Allerheiligsten machten oder auch der Predigt mit Aufmerksamkeit lauschten.

Die Schatzkammer und die Dreifaltigkeitssäule des unbekannten Gefangenen.

Zu den Sehenswürdigkeiten Alt-Wettings gehört die Schatzkammer.

Da ist eine Fülle von Kostbarkeiten in Glasschränken aufgehängt, welche fürstliche und hohe Persönlichkeiten geschenkt. Eine Anzahl hochtönender Namen schlug an mein Ohr, einmal vernahm ich auch den Namen Rothschild. Mit besonderem Interesse wurden religiöse Andenken an Tilly, besonders das große Crucifix, das er in allen Feldzügen bei sich führte, betrachtet. Das Weihegeschenk eines unbekannten Gefangenen, welches von der Direktion eines Gefängnisses im Jahre 1849 nach Alt-Wetting gesandt wurde, fesselte meine Aufmerksamkeit. Es war eine kleine aus Brotteig gearbeitete, durch Glas und Rahmen geschützte zierliche Säule mit geschmackvollem Postament, gekrönt von einer Darstellung der heiligsten Dreifaltigkeit. Das Ganze war durch einen leimigen Ueberguß haltbar gemacht und die Figuren der heiligsten Dreifaltigkeit überdies vergoldet.

Wer mochte der Gefangene gewesen sein? Und wo war jetzt seine Seele? War er ein politischer Sträfling, ein jugendlicher Brausekopf? Oder war er ein tief verirrter Sünder? Jedenfalls ist es ein Mann gewesen, der den rechten Weg wiedergefunden, dessen Seele in düsteren Kerkermauern vom Strahl der göttlichen Gnadensonne erleuchtet und erwärmt worden. Ich habe, so lange es nur anging, diese Säule angeschaut. Welch' eine stumme, eindringliche Predigt! Ein armer Gefangener, von allem entblößt, sinnt darauf, etwas zu thun, zur Ehre seines Gottes und würdig seine Zeit auszufüllen. Die Liebe macht erfinderisch. Er hat nichts, als ein wenig Brot, das er sich vom Munde abspart, und mit diesem geringen Material will er dem

Sehnen seines Herzens einigermaßen genügen und dem lieben Gott ausdrücken, wie sehr er ihn liebt und sucht. Es ist kein Name eingeschrieben, er hat nur Gottes Ruhm gesucht, nicht eigene Ehre. Nun sind mehr als 50 Jahre dahingegangen und in all' der langen Zeit hat des armen Sträflings Arbeit Millionen von Wallfahrern Herz und Gewissen gerührt.

Und mancher mochte sich gefragt haben: Wie viele Mittel stehen mir zur Verfügung, und was thue ich für meinen Gott? Ich habe Licht und Lust und Sonnenschein, Freiheit und Freunde und Ansehen, und wenn nicht alles geht, wie ich es möchte, und wenn Kreuze kommen, — wie verliere ich da den Mut, wie ist meine Seele in Aufruhr und verliert sich selbst und — verliert ihren Gott. Der arme Sträfling vertraute Gott, liebte ihn, diente ihm, ergab sich ihm; er murrte nicht, er hüßte geduldig, er war zufrieden, war glücklich, er gab Gott was er hatte und that für Ihn, was er konnte. Nun mag er längst bei Ihm sein, und seine Herrlichkeit teilen. Vae mihi!

Das alles redete zu mir die aus Brot geknetete Dreifaltigkeitssäule des armen Gefangenen vom Jahre 1849. — — — — —

Zu den berühmtesten Gegenständen der Schatzkammer gehört das sogenannte „goldene Köffel“. Es ist ein Meisterwerk französischer Schmelzarbeit. Seinen Namen verdankt es einem goldenen im Vordergrunde stehenden Köß. Das Ganze ist die Darstellung eines Huldigungs-Aktes einem jungen Königspaar gegenüber und bildete das Hochzeitsgeschenk einer bayrischen Stadt für eine junge Habsburgerin, die einen König von Frankreich heiratete. Der massive Goldwert allein (nicht gerechnet den Kunstwert) beträgt 100 000 Mark.

Dieses Prachtstück und die Kostbarkeiten hoher Damen ließen mich kalt; ich hatte dabei nur den einen Wunsch sie verwenden zu dürfen für die Interessen der Werke Gottes und für das Wohl und Heil der Menschen.

Die aus armseligem Stoff hergestellte Arbeit des Gefangenen jedoch hatte eindringlich und ergreifend zu meinem Herzen gesprochen. — — —

Am Sarge Tillys.

Und dann habe ich noch eine stumme, eindringliche Predigt in Alt-Wetting empfangen, und diese hat mir ein Toter gehalten, und was er mir sagte, hatte viel Uehnliches mit der Predigt des Sträflings von 1849. Und doch waren die Gegensätze zwischen beiden sehr groß. Von dem Sträfling weiß man keinen Namen, und der Name des anderen ist weltberühmt, es ist kein geringerer als der des großen feldmarschalls Tilly.

Wenn man die Schatzkammer besucht hat, kann man sich durch den Küster in die Tilly-Grust führen lassen. Der Eingang ist in der Peter-Pauls-Kapelle, der sogenannten Tillykapelle. Das Altarbild zeigt (nach alter Sitte) im Vordergrunde knieend den edlen Tilly. — In einem Sarge, in dessen Deckel zur Hälfte Glas eingelegt ist, ruht der große Tote, bekleidet mit einem braunen Habit. Ein paar Särge von seinen Verwandten umgeben ihn. Stumm und andächtig schauten alle Besucher durch das Glas auf diese Totengestalt. Der Mann war ein Kriegsheld, ein Mann der Vorsehung, welcher nur kämpfte für die Gerechtigkeit und zur Abwehr rebellischer, das Reich und Glaube und Sitte von innen und außen unterwühlender feindlicher Mächte, ein Held noch mehr auf dem Gebiete des Geistes; denn er bekämpfte sein eigenes Ich ebenso siegreich, wie seine Feinde. Seine Soldaten liebten ihn, aber er haschte nicht nach Popularität, er that unentwegt das, was die Pflicht ihm gebot, und er trug es mit Ruhe und christlicher

Würde, mit heiligem Gleichmut, wenn man ihn schmähte und hintenansetzte. Das Kreuz, das er stets bei sich führte, und die Dreifaltigkeitssäule des namenlosen Sträflings künden der Nachwelt, daß die Arbeit des einen auf den Schlachtfeldern und des anderen im dumpfen Kerker nur eine Quelle hatte: Die Gottesliebe. Und diese Liebe hat die ihrer Lebensstellung und ihrer Zeit nach so verschiedenen Männer zu dem größten Siege, zum Siege über sich selbst geführt und mitten in den Kämpfen und Stürmen des Lebens den Frieden und die Ruhe heiligen Gleichmutes ihnen verliehen, so daß wir sicher annehmen dürfen, es haben die feindlichen Gewalten nichts über sie vermocht und sie sind glücklich gelandet an den Gestaden der Ewigkeit. — — —

Eine gottselige Greisin.

Von der Gruft des großen Tilly und von des unbekannten Gefangenen Dreifaltigkeitssäule der Schatzkammer führe ich Dich einen Moment nur noch mit mir in ein stilles, verborgenes Gemach. Es ist sehr kahl und arm darinnen, doch das greise Frauchen mit weißem Haar, das wir im Gebet verloren finden, und das nur schwer sich losreißen kann vom Verkehr mit ihrem Gott, das ist einmal sehr reich gewesen. Viele Leute pflegen, je älter, desto larger zu werden und können sich nicht trennen von ihrem Hab und Gut, bis der Tod kommt, der es ihnen fortnimmt für immer. Die Frau da hat klüger gehandelt. Sie hat alles, alles hingegeben für die Werke Gottes, zu seiner Verherrlichung und zum Wohle und Heile der Menschen. Sie lebt in klösterlicher Abgeschiedenheit und in vollkommen klösterlicher Armut unter einem Dache mit dem eucharistischen Heiland. Ihre

werththätige Arbeit ist abgeschlossen, die Frist, welche Gott ihr noch giebt, ist dem Gebet gewidmet. Sie wird nie müde zu beten, sie kennt keine Langeweile; denn ihre Seele findet alles, was sie nur wünscht, im Gebet. Hier ist sie vereint mit den fernen Freunden, mit allen, die ihr besonders nahe stehen, mit den abgeschiedenen Seelen und mit den seligen Heerschaaren. Hier ist sie für alle thätig, für die Freunde und Feinde, für die Gottliebenden und die Gottlosen, für die Ungläubigen, Irrenden und Sünder, für die ganze Menschheit.

Wie still im Hafen, ist die alte Frau mir erschienen, wartend auf den Ruf des Herrn, um zu landen an den Gestaden der Ewigkeit. Die Fahrt auf des Lebens stürmischem Meer ist für sie vorüber, sie hat abgerechnet und ihre Rechnung gut gemacht, ihre Talente hat sie mit Zinseszins dem Herrn gebracht und ihre letzte Gabe, die Hingabe ihrer selbst, ihr letztes Können, ihr Gebet, sie giebt es willig und freudig.

Ich habe bei der alten Frau gesessen und sie hat mich einen Blick thun lassen in ihr Inneres und auf die gnadenreichen Erbarmungen, welche ihr im Verkehr mit Gott und seinen Heiligen zuteil geworden. — Dann hab' ich Abschied genommen in der Hoffnung, in der neuen Freundin einen Anwalt in jeglicher Noth gefunden zu haben und in der tröstlichen Zuversicht eines ewigen Wiedersehens im Himmel. Um nächsten Morgen verließ ich Alt-Wetting und langte nachmittags in Reichenhall an.

Ich war nach Reichenhall gegangen, um einen Abschiedsbesuch zu machen. Ein paar Stündchen saß ich bei dem greisen Sänger des Messias und seinem lieben Töchterchen, meinem Patenkinde; wir haben Erinnerungen ausgetauscht und der Toten aus dem Kreise unserer Freunde und Bekannten gedacht, auch mancher Stürme und Kreuze. — Ich wußte, wie hart es den Dichter ankam, daß sein großes Werk, dem er seine ganze Kraft geweiht und für das er alles irdisch

Ungenehme und selbst seiner Familie Lebensstellung hintenangesetzt, so wenig Beachtung fand, und ich freute mich, ihm das Urtheil eines ebenso gelehrten als frommen Ordenspriesters, das ich kürzlich vernommen, mitzuteilen: „Es giebt sicher in der Litteratur aller Völker und Zeiten nach Dantes Göttlicher Komödie nicht eine zweite Dichtung, welche nach Form und Gehalt Helle's „Messias“ gleichkommt.“

Dann haben wir (der Dichter wenigstens und der Schreiber) Abschied genommen für's Leben, mit der zuversichtlichen Hoffnung eines fröhlichen Wiedersehens im Himmel. Des Sängers Kind ist noch eine Strecke mit mir gegangen, es hatte den Vater und mich Mühe gekostet, es zu verpflichten, nicht in der nächsten Morgenfrühe am Bahnhof zu sein. Dieses, wenn auch blutarme, schwache, doch so fröhliche Kind ist in doppeltem Sinne des Vaters Augentrost und Sonnenstrahl gewesen. Es mußte für ihn die Feder führen, seit sein Auge versagte, ihn geleiten auf seinen Ausgängen, und sein Gemüt aufheitern in düsteren und einsamen Stunden. Und es hat's gern und freudig gethan und nicht nach Prunk und Vergnügen verlangt, nicht nach der übermütigen Lust der Jugend, die ihm auf Schritt und Tritt begegnete. Ein Strahl von dem Genie des Vaters scheint auf dies Kind übergegangen. Die Proben seines Talentes, die ich sah, zeigen freilich nicht eine so kraftvolle, markige Sprache, sie sind aus zartem, weicherem Stoff geformt, aber durchweht vom Geiste des Vaters: von der Liebe zum Messias.

Nun sind einige Monate vergangen, noch schreibe ich an meinen Reiserinnerungen und schon längst hat der greise Dichter sein Haupt zur Ruhe niedergelegt.

Der „Messias“ war bereits der Plan des jungen Mannes, der aus einer lebendigen, glühenden Liebe für den Heiland der Welt und die Weltkirche hervorging. Es war die Ausführung dieses Planes dem Dichter Lebensaufgabe. Ihr setzte er alle irdischen

Interessen oft nur zu sehr nach. Helles Lebensweg war der enge, schmale, dornenvolle. Immer lebte er ohne jede Garantie für den Lebensunterhalt seiner Familie. Zeitweise an verschiedenen Orten als Redakteur thätig, legte er immer wieder die journalistische Arbeit nieder, teils durch die im Kulturkampf über die katholischen Zeitungen überreich verhängten Prozeßprozesse, die ihn auch oft ins Gefängnis führten, verdrängt, teils um sich ganz seinem Werke zu widmen. Zuweilen auch konnte seine zähe Westfalennatur sich nicht mit der Eigenart anderer zurechtfinden. Da hat nun Sorge und Not recht häufig an seine Thür geklopft.

Wie danke ich es dem lieben Gott, daß er mir jenen Abschiedsbesuch ermöglichte. Er selbst, fast erblindet, litt bereits an großer Atemnot und der nahe Tod war ihm und seiner Familie kein Geheimnis. Er ging ihm als getreuer Jünger des Messias getrost entgegen. Sein großes Werk war vollendet, er hatte sein reiches Talent ganz in den Dienst des Gottsohnes gestellt und mit heiliger Begeisterung ihm Lob gesungen, und mit seinem herrlichen Liede seinem Gott Ersatz geleistet für die freveln, sündigen Stimmen, die sich in unserer Zeit gegen Ihn erheben.

Die Sorge um die Witwe und die zwei sehr fränkischen Töchter, welche Helle in gänzlicher Mittellosigkeit zurücklassen mußte, hat schwer auf dem Herzen des Sterbenden gelastet, aber er vertraute auf den Vater im Himmel und auf die christliche Liebe edler Seelen.

Dr. Helle hat von 1877 bis 1880 die Redaktion der „Frankenstein-Münsterberger Zeitung“ geleitet, und ist in dieser Zeit vielfach im Frankenstein'schen Gefängnis Gast gewesen. Fünf schwebende Prozeßprozesse ließen ihn in jener heißen Zeit nach Johannesburg flüchten, wo er, für ein paar Jahre vom Fürstbischof Heinrich unterstützt, an der Vollendung seines „Messias“ arbeitete.

Auch dort noch reichten die preussischen Kulturkämpfs-

waffen hin, man schleppte ihn in Untersuchungshaft und hielt ihn längere Zeit fest.

Branko und Paula. Croatische Arbeiter.

Am nächsten Morgen um 5 Uhr fuhr ich g'en Wien. Von Salzburg aus fuhren 2 Mütter mit je 2 Kindern in meinem Coupee. Die eine war eine feine Dame, eine Croatin; sie war begleitet von einer Kindsmagd in der malerischen croatischen Nationaltracht.

Die andere, eine Frau aus dem Volke, eine Wienerin, hatte keine Kindsmagd bei sich und hatte Mühe, neben dem Kleinsten das lebhafteste Mädchen zu verwahren. Man vergißt im Allgemeinen leicht die Mitreisenden; aber mit diesen Frauen mußte ich fast einen vollen Tag reisen. Ich habe sie darum gut im Gedächtnis behalten, um so mehr, als ich bald die Sympatien von Branko, dem kleinen Croaten und Paula, der kleinen Wienerin, gewann.

Die kleine Paula fand es sehr langweilig, immer still zu sitzen, und ich konnte ihr das bei Würdigung des kindlichen Naturells gar nicht übel nehmen. Sie saß mir vis-à-vis und ihre vielgeplagte Mutter wußte nicht, wie sie zugleich Paula und das Kleine zufriedenstellen sollte, zumal Paula viel Sinn für Naturschönheiten und Neigung für Sommerfrische verspürte. Da mußte ich notgedrungen helfen. Paula fand es sehr gemütlich auf meinen Knien zu sitzen und zum Fenster hinauszusehen und frische Luft zu atmen. Das erregte mit der Zeit den Neid des kleinen Croaten Branko, und er wollte auch hoch genommen sein. So hatte ich denn abwechselnd Paula und Branko bei mir. Setzte ich sie zuweilen ab, um meinen eigenen Gedanken nachzuhängen,

standen sie bald wieder mit nicht mißzuverstehenden Gebärden vor mir.

Auf dem Perron einer Station stand, bescheiden und schüchtern zusammengedrängt, ein Häuflein kroatischer Arbeiter, von schlankem Wuchs, brauner Gesichtsfarbe und gutherzigem Gesichtsausdruck. Sie warteten auf ihren Zug, der sie noch weiter führen sollte, um Arbeit und Brot zu suchen, das die Heimat ihnen nicht hinreichend zu bieten vermochte. Als meine kroatische Reisebegleiterin ihre Landsleute erblickte, wurde sie elektrisirt, winkte, während der Zug sich bereits in Bewegung setzte, mit der Hand ihnen, zugleich in kroatischer Sprache ihnen zurufend. Da hellten sich die Züge der Arbeiter auf, sie grüßten lächelnd wieder und beantworteten die Zurufe. Ich frug die Dame nach dem Inhalt der gegenseitigen Rufe: „Ich fahre nach der Heimat. Soll ich die Heimat grüßen?“ „Ja, grüßen Sie die Heimat!“ — Wie viel Heimatsliebe und Heimweh lag in diesen Worten!

Diese Croaten sind ein schöner Menschenschlag; wir bewundern am ärmsten Arbeiter seine natürliche Grazie und Vornehmheit.

Um späten Nachmittag kamen wir in Wien an. Die kroatische Dame war plötzlich verschwunden. Der einfachen Wienerin und der kleinen Paula gab ich gute Wünsche auf den Weg. Als ich zur Pferdebahn ging, um nach Mödling zu fahren, fuhr Branko ohne Gruß mit Mutter, Schwester und Magd an mir vorüber. Er hatte mich jetzt nicht mehr nötig, und ich dachte: „Das ist so eine kleine Illustration zu dem Sprüchlein: Undank ist der Welt Lohn.“

In St. Gabriel.

Wie man doch durch Wien fahren kann, ohne auch nur auszusteigen! So würde mancher Leser gedacht haben. Ich hatte freilich noch vor, Wien aufzusuchen, und zwar getreu meinem Programm; denn ich wollte dort Menschen finden. Aber die Zeit ist mir zu kurz geworden, und so kann ich mit dem lieben Leser nur einen Gang nach St. Gabriel, dem Missionshause der Steyler Genossenschaft, nach einem Krankenhause und einem Kirchhose machen.

In St. Gabriel traf ich zur Zeit den so sehr verdienten Gründer und Generaloberen der Genossenschaft an, dessen Arbeiten, Sorgen und Wirkungskreis von Jahr zu Jahr rapide angewachsen. Das Alter hat bereits seiner äußeren Erscheinung den Stempel aufgedrückt, es ist die Zeit, da man sonst gern sich zur Ruhe setzt, ein wenig die Früchte des beschwerlichen Tagewerkes genießend, und in Stille und Frieden der Ewigkeit entgegensehend.

Aber es giebt Menschen, für die es kein Ausruhen giebt hier auf Erden, und die da meinen, zum Ruhen sei die Ewigkeit lang genug. Zu ihnen gehört P. Janssen; und es scheint, daß bis zum letzten Atemzug sein Leben Mühe und Arbeit sein wird. Und welch' eine fruchtbare Arbeit! Deo gratias!

Viel hatte ich schon seit langen Jahren von P. Rektor Eickenbrock gehört. Ich darf es jetzt aussprechen (denn wie den Lesern bekannt ist, ist er inzwischen gestorben) — er hatte den Ruf eines Heiligen. Ich hatte ihn einmal bei der Primiz des seligen P. Hentle und seiner 6 Mitbrüder gesehen, ich kannte damals seinen Namen nicht, doch er fiel mir auf; seine Züge waren ganz vergeistigt, seine Erscheinung hatte schon damals etwas Ueberirdisches.

Ich erachte es als eine Fügung göttlicher Güte, daß ich ihm noch einmal im Leben begegnen und ihn nun eigentlich kennen lernen durfte. P. Eickenbrock war voll

lauteſter Güte, ſein ganzes Weſen durchleuchtet, von reinſter Unſchuld und engelgleicher Sanftmut. Es war als könnte man ihm bis auf den Grund der Seele ſchauen in das Feuer ſeiner reichen, glühenden Gottesliebe. Dieſe Liebe atmeten ſeine Reden, ſein Auftreten, ſeine Perſönlichkeit. Ein Menſch auf ſolch' geiſtlicher Höhe wird in all' ſeinem Thun ganz beherrscht von dieſer Liebe, ſo daß alles im ſchönſten Ebenmaß erſcheint, alles würdig und edel, alles wie ein Huldigungsakt gegen Gott.

St. Gabriel genießt unter den Miſſionshäuſern der Steyler Genoffenſchaft eine gewiſſermaßen excluſive Stellung und beſondere Bedeutung. Während das Steyler Mutterhaus, Heiligkreuz und St. Wendel die humaniſtiſchen Studien pflegen, ſammelt St. Gabriel die Abiturienten der anderen Häuſer zu den philoſophiſchen und theologiſchen, je nach Talent und Begabung auch zu verſchiedenen anderen Studien. Drei der Häuſer legen das Fundament klöſterlicher Erziehung, ſie pflegen das zarte Pflänzchen des Miſſions- und Prieſterberufes durch 6 bis 7 Jahre und dann treten ſie die reiſende Jugendblüte an St. Gabriel ab, das ſie 7½ Jahr aufnimmt, um ſie zur Entfaltung zu bringen.

Die Prieſter von St. Gabriel wirken gleich denen der anderen Häuſer auch für die nächſte Umgebung. Während des Sommers ſind allſonn- und feſttaglich 20 bis 30, im Winter 10 bis 15 Prieſter auswärts auf Auſhilfen thätig.

Mödling iſt ein Sammelplatz kirchenfeindlicher Elemente, welche den treuen Katholiken einen ſchweren Stand bereiten. Die Prieſter von St. Gabriel helfen voll Eifer mit an der wahren Aufklärung des Volkes. Ein Prieſter des Hauſes (Dr. G.) hat die beſtändige Seelſorge der St. Joſephskirche in Neu-Mödling, erteilt in der dortigen Volkſchule katechetiſchen Unterricht, leitet die Patronage (Verein für Jugendfürſorge), giebt Religionsunterricht an der Uckerbauſchule, iſt Referent

der Abtheilung der Fürsorge für weibliche Arbeiterinnen des österreichischen Charitas-Congresses, Beichtvater im Kloster Sacré Coeur (mit 80 Schwestern) 2c.

Einem anderen Priester (Dr. Kreichgauer) Mitarbeiter an naturwissenschaftlichen und theologischen Zeitschriften, ist die Seelsorge im Krankenhaus zu Neu-Mödling übergeben, ein Dritten, P. W. Schmidt, für Sonn- und Feiertage der Gottesdienst in der viel von Fremden besuchten Kirche der Kreuzschwestern in Meidling, einer Vorstadt von Wien, desgleichen die Leitung des dortigen Vereins der Marienfinder, teilweise auch desselben Vereins von Mödling. Derselbe vielbeschäftigte Priester ist Mitglied der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien und arbeitet mit gutem Erfolge in orientalischen und oceanischen Sprachen; über letztere veröffentlichte er mehrere sehr beachtenswerte Abhandlungen.

P. Kösters ist ebenfalls viel nach außen thätig. Im Mai 1901 hielt er die täglichen Maipredigten in der Pfarrkirche zu Meidling, einer der größten Kirchen Wiens.

Ein Verein, der sogenannte Mariazeller-Verein, bestehend aus Männern der bessergestellten Bürgerkreise, hat sich zu dem Zwecke gebildet, die christliche Bewegung in Wien, insbesondere durch Vorbereitung öffentlicher, katholischer Kundgebungen zu fördern. Dieser Männerverein veranlaßt seit Jahren eine großartige Feier der Maiandacht mit täglicher Predigt, welche abwechselnd, (d. h. alljährlich einmal wechselnd) Mitglieder verschiedener Orden übernehmen. Die feierliche Eröffnung der Mai-Andacht fand am 30. April statt. Der Missionspriester wurde am Bahnhof von Deputierten des Vereins empfangen, bekleidete sich im Wagen mit Rochet und Stola und wurde am Portal der Kirche von der Pfarrgeistlichkeit empfangen. An 6000 Menschen aus allen Ständen waren in und vor der Kirche versammelt; am letzten Abend (wie ich später erfuhr, denn mein Aufenthalt in Mödling traf noch in den Mai) bis 7000.

Die Predigten behandelten die Glaubens- und Sittenlehren der Kirche mit spezieller Berücksichtigung der Andacht zur allerseligsten Jungfrau und ihrer Stellung zum Werke der Erlösung und zur Rettung und Heiligung der Seelen. Der Andrang zu den Beichtstühlen war ein außerordentlicher. Am Schluß vereinigten sich 8000 Männer zu einer gemeinsamen Jubiläumsprozession.

Diese reiche äußere Thätigkeit der Priester von St. Gabriel ist übrigens (Dr. G. ausgenommen, welcher von Stunden im Hause befreit ist) für alle nur eine Nebenbeschäftigung, ihre eigentliche und erste Berufsthätigkeit ist die Arbeit im Innern des Hauses, sind sie ja doch die Professoren der Zöglinge, zugleich auch ihre geistlichen Väter und Führer, und bedürfen doch auch die praktischen Fragen umsichtiger Erledigung.

Wie sehr übrigens in Mödling selbst die Spuren des Wirkens der eifrigen Priester sich kenntlich machen, davon haben Bewohner von Mödling mir erzählt. In einer sozialdemokratischen Versammlung tobte ein Redner gegen die Religion. Da brach ein mutiger Priester von St. Gabriel, Dr. G., sich Bahn, sprang auf die Rednerbühne und strafte in kraftvoller beredter Sprache und mit logischer Schärfe den Lasterer Lügen. Man hatte sich gegen Dr. G. erhoben, ihn herunterzerren wollen — aber sein Wort weckte die Aufmerksamkeit, ein Teil der Leute umgab ihn und als er geendet, führten diese ihn, heim, um ihn vor der Brutalität der Rohesten und Wildesten zu schützen. Darauf folgte wegen Ruhestörung ein Prozeß. Während der Verhandlung wurde in allen gut katholischen Familien Mödlings für Dr. G. gebetet, indessen eine große Menschenmenge und sich stauende Wagenreihen das Gerichtsgebäude einschlossen, man wollte das Resultat der Verhandlung hören und den mutigen Mann sehen, der es gewagt zur Verteidigung der Kirche so energisch mitten in die wutentfesselten aufgeregten Massen zu treten.

Zur Zeit der abendlichen Maiandacht wurde in der

Kirche des Missionshauses, eine Lesung über die Mäßigung gehalten. Ich mußte da wieder an den P. Eickenbrock denken, welcher diese Tugend in so hohem Maße besaß.

Es drängten sich mir dann im weiteren Nachdenken noch folgende Gedanken auf:

Mäßigung in allen natürlichen Neigungen, Mäßigung selbst in den edelsten Bestrebungen und im Dienste Gottes! Wie viel Sanftmut, wie viel Demut, Liebe und Entsagung birgt diese Tugend! Sie erscheint wie die Krone der Tugenden, wie ein lichter Schein um die Gestalt dessen, der sie erworben — erworben am Herzen seines Heilandes. Als dieser von dem Knecht in's Angesicht geschlagen wurde, sagte er nichts als: „Habe ich recht geredet, warum schlägst Du mich?“ —

Welch' ein vernichtendes Urtheil aus dem Munde dessen, der einst unser aller Richter sein wird, sind diese Worte gegen diejenigen, welche einen Schlag und noch viel Unbedeutenderes, welche jede Beleidigung, und jeden Schatten einer Beleidigung blutig rächen zu müssen meinen.

Rache ist allein Gottes Recht. In ihm ist sie heilig, als Ausfluß seiner Gerechtigkeit. Im Menschen ist sie entehrend, in ihm ist sie Unmaßung und Ueberhebung, sie kommt aus der verdorbenen Natur, sie entstammt dem Streben, Gott gleich zu sein. „Mein ist die Rache“, spricht der Herr, „Ich will vergelten!“ Wer selber sich rächen will, der lehnt sich gegen Gott auf, der sucht sein Richteramt an sich zu reißen.

Der Mensch, schwach und stets der Gnade und der Verzeihung bedürftig, soll selber verzeihen, soll beten für seine Feinde und den rächenden Arm Gottes von ihm abhalten.

Mäßigung auch im Eifer für die heiligsten Interessen, für die Sache Gottes selbst! „Meine Stunde ist noch nicht gekommen“, sagt der Heiland. Und Er, der gekommen war als Derjenige, „auf den die Völker harren“,

geht nicht über die Grenzen Israel's hinaus, Er sendet Seine Apostel und vertraut ihnen und uns, der Kirche späterer Zeiten, das Werk seiner Erlösung an. Wie viele Opfer der Entsagung liegen in dieser Mäßigung Dessen, der so heiß und sehnüchtig nach dem Heile aller verlangt!

Am Grabe des seligen Clemens Hoffbauer.

Etwa 20 Minuten vom Missionshause St. Gabriel entfernt liegt die Wallfahrtskirche von Maria Enzersdorf. Dort vor dem Tabernakel und dem Gnadenbilde der schmerzhaften Mutter, wo schon ungezählte Tausende jahraus, jahrein gebetet, wollte auch ich ein wenig verweilen. —

Dicht an der Kirche ist das Franziskanerkloster angebaut; die Wände der Gänge, welche es mit ihr verbinden, sind von oben bis unten angefüllt mit Motivbildern, welche den Dank vieler aussprechen, denen die Mutter des Heilandes Hilfe und Trost erwirkte.

Von der Kirche zurückkehrend, kamen wir am Kirchhofe von Maria Enzersdorf vorüber. Das Thor war offen und ich ging mit zwei ehemaligen Heiligkreuz'er Jünglingen hinein, um zwei Gräber zu suchen. Wir hatten bald gefunden, was wir suchten.

Ein einfacher Stein bedeckt das Grab, in das man einst den Leib des seligen Clemens Hoffbauer gebettet hatte. Und dicht neben ihm, dem allzeit Unschuldigen, Reinen, dem flammenden Eiferer für die Ehre Gottes und das Reich Christi, fand der aus tiefen Verirrungen durch ein Wunder der Gnade Errettete, und dann noch zum Dienste des Altars, zum Apostolat Berufene, der von Reueschmerz durchdrungene Büßer, der Dichter Zacharias Werner seine Ruhestätte.

Auf der anderen Seite vom Grabe des Seligen, einige Fuß entfernt, steht ein kleines, gemauertes Sarghäuschen. In ihm hat der Leib des seligen Clemens nach seiner Erhebung längere Zeit gestanden.

Ich habe mit ganz eigenen Gefühlen der Freude und Rührung an diesen Grabstätten gestanden. Ich dachte an das Leben des seligen Clemens, an sein Wirken, an seine Tugenden. Ein heiliger Mensch ist ein Zeuge für Christus, und sein Zeugnis ist schon ohne Worte ein so markiges, so ergreifendes, überwältigendes, daß oft tote und erschlaffte Seelen erschüttert und zum Leben erweckt werden, eine plötzliche Helle hat die Finsternis verscheucht, in der sie gewandelt. Die einen sahen die Häßlichkeit ihres in's Sinnliche versunkenen Wandels, die anderen erkannten den Irrweg ihres Verstandes und die Wahrheit und Schönheit des katholischen Glaubens.

Und kommt zu solchem Zeugnis der Heiligkeit noch das Zeugnis des Wortes, des priesterlichen Berufes, dann wird eins durch das andere gehoben und verklärt.

Das war's, was die Wirksamkeit des seligen Clemens so unwiderstehlich gemacht, was ihm einen unberechenbaren Einfluß verschafft hat auf die Mit- und Nachwelt.

Schon als Kind zeigte Clemens in seinem ganzen Wesen einen tiefen, weisen Sinn; zuweilen setzte er durch seine Worte seine Umgebung in Staunen. Er war 8 Jahr alt, als er einmal mit seiner Mutter einigen Verwandten begegnete, welche derselben auf die Frage, was sie denn thäten, antworteten: „Wir vertreiben uns die Zeit.“ Clemens verstand diese Worte nicht, und als die Mutter ihm dieselben erklärt hatte, sagte das Kind: „Wenn sie nichts zu thun haben, so sollten sie beten.“

Clemens war armer Leute Kind, der Vater früh gestorben. Trotz seines Talenten und seiner Sehnsucht nach dem Priestertum mußte er zu einem Bäcker in die Lehre. Einige Jahre wohl hatte der Abt eines Klosters ihm zum Studium verholfen, aber mit dessen Tode schien alle Hoffnung für Clemens geschwunden. Auf einer

Wallfahrt nach Rom kam Clemens zu den Patres Redemptoristen und trat dort ein. Er durfte sich wieder dem Studium widmen und wurde zu seiner unbeschreiblichen Freude mit seinem gleichzeitig eingetretenen Freunde Priester und später erhielten beide den Auftrag nach dem nördlichen Europa zu gehen, um dort einen neuen Wirkungskreis für die Genossenschaft zu suchen und zu eröffnen.

Der selige Clemens gründete in Warschau ein Kloster, welches außerordentlichen Segen stiftete. Doch 1795 kam Warschau unter preussische Herrschaft, und mit diesem Augenblick begannen schwere Prüfungen für die Patres. Die Bevölkerung, die ihnen so sehr ergeben war, wurde aufgestachelt, ihre Wohlthäter auf brutalste und niedrigste Weise zu verfolgen und zu verleunden. Als so der Boden vorbereitet war, folgte das behördliche Ausweisungs-Dekret und die Auflösung des Klosters. Die Patres (25 an der Zahl) wurden nach der Festung Küstrin als Gefangene geschleppt und nach einem Monat in ihre betreffende Heimat entlassen.

Der selige Clemens ging mit einem anderen Priester nach Wien. Kaum angelangt (1808), erschien er der Polizei so verdächtig, daß sie ihn drei Tage in Haft hielt; erst auf Verwendung angesehenen Männer, welche seine Unbescholtenheit und hohe Tugend kannten, ward er in Freiheit gesetzt.

Die beiden Priester begannen ihre Wirksamkeit an einer kleinen Kirche. Im Jahre 1813 wurde Clemens Beichtvater der Ursulinen, welche 1000 Kinder unterrichteten und ein Seminar leiteten. Hier nun an der Ursulinen-Kirche begann die Hauptaufgabe, welche die göttliche Vorsehung dem Seligen vorbehalten hatte.

Es war damals eine traurige Zeit. Das religiöse Leben schien erstorben, und da, wo es noch glühte, zog man sich scheu in die Einsamkeit zurück. Selbst der Selige hatte vordem zweimal in Trauer über die allgemeine Verflachung in Einsiedeleien dem ausschließlichen

Verkehr mit Gott gelebt. Aber in jener Verborgenheit hatte er erkannt, daß Gott ihn zur Arbeit in seinem Weinberge berufen, und daß die Stille und Abgeschlossenheit ihm nur zur Schulung seines Seelenlebens, zur Vorbereitung auf seinen Beruf gegönnt war.

Als der Selige seine Thätigkeit bei den Ursulinen eröffnete, ging mit einemmale, erst engeren Kreisen, und dann immer weiteren, die Erkenntnis auf, daß Wien einen wahren Apostel erhalten habe. Die gelehrtesten Männer sagten: „Ein einziges Wort aus seinem Munde genügt mir für die ganze Woche.“ Der berühmte Dr. Veith schreibt von ihm: „Seine Worte waren wie flammendes Feuer, das die Herzen entzündet, wie ein Schwert, das die Seele durchbohrt.“ Leute, welche in die Kirche kamen, um seiner zu spotten, gingen erschüttert von dannen. Zacharias Werner sagte einst, als er ihn gehört, tief ergriffen: „Er ist ganz einzig, niemand kommt ihm gleich; aus seinem Munde spricht der heilige Geist.“

Nicht selten geschah es, daß die größten Sünder gleich nach der Predigt zu ihm eilten, um der drückenden Last ihrer Sünden los zu werden. An seinen Beichtstuhl drängten sich Leute aus allen Ständen, die Geringsten und Vornehmsten, Gelehrte und Ungelehrte, Reich und Arm.

Der Selige ward der Mittelpunkt für ein neues erwachendes religiöses Leben.

Was er nicht selbst thun konnte, dazu regte er andere an. So entstanden unter seinem Einfluß gediegene katholische Schulen und Erziehungsanstalten für verschiedene Stände. Er wußte Talente herauszufinden und zum Schreiben zu ermuntern, so entstanden echt katholische Bücher und Schriften und verdrängten seichte Lektüre und Gebetbücher, wie der flache Geist jener Zeit sie hervorgebracht hatte.

Viele, namentlich hochstehende Protestanten und auch Juden führte Clemens in den Schoß der Kirche zurück.

Auch auf kirchenpolitischem Gebiet wirkte der Einfluß des Seligen sehr segensreich. Er verhinderte gefährliche Anschläge und bahnte freierer Wirksamkeit der Kirche die Wege.

Der Selige breitete seine Genossenschaft neben seiner persönlichen reichen apostolischen Wirksamkeit an vielen Orten, in nahen und fernen Landen aus, und hätte sie so gern auch zu den massigen Völkern Asiens gesandt. Es verlangte ihn so sehr, überall die Seelen für Christus zu gewinnen.

Auf einer Reise, die er in Sachen einer Ordensgründung mit einem seiner Priester machte, kehrte er in einer Herberge ein, um zu übernachten. Der Beutel war leer und sie hatten den ganzen Tag nichts gegessen, weshalb der jugendliche Begleiter über heftigen Hunger klagte. Der Diener Gottes tröstete ihn mit der Versicherung, sie würden schon etwas zu essen bekommen. Die Wirtsleute boten ihnen allerdings Stroh zum Schlafen, aber nichts zum Essen an. Die Ordensleute legten sich zur Ruhe nieder, in derselben Stube, in welcher am nahen Tische zwei Männer Karten spielten. Diese bekamen Streit und fingen an zu streiten und in gotteslästerischer Weise zu fluchen. Da erhebt sich der Selige von seinem Lager und bittet die Spieler sanft und liebevoll doch den lieben Gott nicht so zu beleidigen. Diese sind sofort besänftigt, lassen sich zu essen geben und laden die Priester ein, an ihrer Mahlzeit teil zu nehmen. Da sagte der Selige zu seinem Begleiter: „Siehst Du, Martin, Gott verläßt seine Diener nicht.“

Der selige Clemens war von unerschütterlichem Gottvertrauen erfüllt. Mit höllischer Schlaueit und schrecklichem Hasse stürmten die so zahlreichen Gegner des kirchlichen Lebens gegen seine Wirksamkeit als Apostel Wiens, sowie gegen die Gründung neuer Ordenshäuser an; er jedoch blieb ungebrochen und unerschüttert. Er nahm alle Geschicke, Schmerz und Tröstung, Schmähung und Lobpreis mit vollem Gleichmut aus der Hand des

himmlischen Vaters an. Nichts vermochte seine Liebe und Sanftmut und seinen Eifer für die Ehre Gottes zu stören. Seelen, welche von den heftigsten Versuchungen bestürmt wurden, fanden die Ruhe des Herzens wieder, wenn P. Hoffbauer nur einige Worte an sie richtete. Eine vornehme Dame, welche an ein komfortables Leben gewöhnt war, verlor plötzlich ihr Vermögen von 80 000 Gulden; in Verzweiflung hierüber wollte sich die Unglückliche in's Wasser stürzen. Auf dem Wege zur Donau begegnet ihr P. Hoffbauer, und dieser stellt an die ihm gänzlich Unbekannte die Frage, was sie zu thun vorhabe. Die Dame erkannte, daß er in ihrem Herzen gelesen und gestand ihm ihren Verlust und ihren schrecklichen Entschluß. Der Selige neigte sich zu Boden, nahm etwas Erde in die Hand und sprach: „Siehe, das hast Du verloren, eine Hand voll Staub, und deshalb wolltest Du Dein zeitliches und ewiges Glück verlieren?“ Unter P. Hoffbauers Leitung hat diese Person dann noch viele Jahre ein heiliges Bußleben geführt. Der große, unüberwindliche Einfluß des Seligen beruhte auf seinem unausgesetzten inneren Verkehr mit Gott. Das Gebet war das Atemholen seiner gottentflammten Seele. Seine ganze Erscheinung strahlte seine glühende Gottes- und Nächstenliebe wieder.

Aber er, der nur Wohlthaten spendete, ward bis zum Ende, wenn auch geliebt von vielen, so doch von anderen gehaßt und verfolgt. Man beschuldigte ihn der Landesverräterei, ein hoher Regierungsbeamter durchsuchte seine Wohnung und nahm ihn in's Verhör, weil er einem Oberen außer Land unterworfen sei. Aber gerade diese Verfolgung veranlaßte den Kaiser endlich, seiner Genossenschaft das langersehnte Heimatsrecht in Oesterreich zu gewähren.

P. Hoffbauer hat es nicht erlebt, er war 4 Wochen früher gestorben, und sein Grab ward bereits von vielen Menschen aus allen Ständen besucht und verehrt.

Nur kurz war die Spanne Zeit, welche Clemens

Hoffbauer für seine priesterliche Thätigkeit in Wien zugemessen war, nur 12 Jahre, von denen 4 vergingen, ohne daß es ihm möglich wurde, ein seinem Eifer angemessenes Feld zu gewinnen. Mit seiner Berufung an die Ursulinenkirche trat Pater Hoffbauer aus dem Schatten hervor. In diesen 8 Jahren ist er Wiens Apostel geworden; er hat eine Umstimmung des Zeitgeistes und das Erwachen eines neuen religiösen Lebens in der Kaiserstadt, in Oesterreich und Deutschland veranlaßt und gefördert.

Viele seiner nächsten Freunde, Verehrer und geistlichen Söhne und Töchter haben ein Grab in der Nähe des seinigen sich erbeten, und so liest man auf den Denkmälern ringsum Namen von gutem, edlen Klange, und im Geiste versetzt man sich in jenen Freundeskreis, welcher die geistig hervorragenden Männer und Frauen Wiens in den ersten Dezzennien des vorigen Jahrhunderts vereinigte. Sie sind dahingegangen, aber alle haben sie die Spuren segensreichen Wirkens hinterlassen. Wie das so geht. Wer da Einfluß zum Guten gewinnt, verursacht eine Bewegung, deren Wellenschläge sich fortsetzen und mit anderen vereinigen und weiter und weiter treiben.

Menschen können nicht mehr genau entscheiden, auf wen die gehobenere Geistesrichtung des Einzelnen und die besseren Thaten der Zeit zurückzuführen, aber das thut auch nichts; denn diejenigen, welche die Bewegung verursachten, haben es ja in selbstloser, lauterer Gottes- und Nächstenliebe gethan, und überdies liegen vor dem Auge des himmlischen Vaters alle verborgenen Fäden der Entwicklung klar, und er wird sie seinen Getreuen eröffnen zur Vermehrung ihrer Seligkeit. Aehnlich wird im entgegengesetzten Sinne der Einfluß zum Bösen nicht immer in seinen Wirkungen den Urheber erkennen lassen, aber vor Gott ist er nicht verborgen und nächst der Trennung von Gott muß das Licht über das Verderben, das der Unglückliche veranlaßt und das ihm folgt und

ihm ewig fluchen wird (wenn nicht die Buße ihn gerettet),
seine Schrecken vermehren.

Am Grabe von Zacharias Werner.

Dicht neben dem mit einem flachen Steine bedeckten Grabe des Seligen liegt das in gleicher Weise bedeckte Grab von Zacharias Werner. „Gott erbarme sich über den armen Sünder!“ So hatte der Büsser Werner in seiner tiefsten Zerknirschung sich auf den Grabstein schreiben lassen.

Werner, ein hochbegabter Dichter und Schriftsteller, war im Protestantismus geboren und erzogen und geriet früh in tiefe, sittliche Verirrungen. Doch es graute ihm vor dem eigenen Abgrund, und nie hat er, wie so manche andere Dichter seiner Zeit, die Sünde, der er verfallen, mit seiner Kunst verherrlicht. Dahingegen hat er sein Talent bemüht, um die katholische Kirche, trotz einer geheimen Hinneigung zu derselben, heftig zu befehlen. Die Befehrung dieses Mannes war ein Wunder der Gnade. Er hat hart mich sich gerungen; es galt ein Brechen mit der in schmähhlicher Leidenschaft hersunkenen Natur. Am Grabe des heiligen Petrus ist er als Sieger aus diesem Kampfe hervorgegangen. Davon berichtet er selbst:

„Und preisen werd' ich mein Geschick
Und segnen jenen Augenblick,
Wo ich an Petrus' Grabe
Der, wie die Bibel thut Bericht,
Gesunken, doch versunken nicht,
Zuerst gebetet habe!
Da ließ der Herr den Blitz erglüh'n:
„Nur der Entsagung wird verzieh'n!“
Sprach Gott in Blitzesflimmer!

Und ich entsagt' für immer!

Was dorten mir ward kundgethan,
 Künd' ich, will's Gott, noch einmal an
 Durch Wort und Blick den Brüdern;
 Das wandelt in des Busens Nacht
 Und singt sich nicht in Liedern."

Werners Vorsatz und Entschluß waren gereift durch die geistlichen Uebungen. Er nennt sie „Das Wunder der geistlichen Uebungen, das millionenmal wiederholt worden, Millionen geistige Tote wieder auferweckt“ habe. Noch als Protestant machte er diese Uebungen mit und sie brachten einen wunderbaren Umschwung in seiner Seele hervor.

Nach einem sturmbewegten Leben in den Hafen eingelaufen, genügte es der feurigen Natur Werners nicht, in stiller Ruhe und Verborgenheit sich des ungewohnten Glückes zu erfreuen, und an der inneren Vervollkommenung unablässig zu arbeiten. Er bereitete sich zum Kampfe vor für die eben gefundene Wahrheit.

Im Jahre 1814 kam er nach Wien und hier kam er bald in Verbindung mit dem seligen Clemens Hoffbauer. Schon einmal im Leben war er dem Seligen begegnet. Als die preussische Regierung 1807 die Redemptoristen aus Warschau entfernen und nach der Festung Küstrin schaffen ließ, waren alle Straßen Warschau's mit starken Truppenteilen besetzt, denn man fürchtete die Aufregung der Bevölkerung, welche mit leidenschaftlicher Unhänglichkeit an den Patres hing. Unter den bei diesen traurigen Vorgängen verwendeten Regierungsbeamten war auch Werner, nicht ahnend, daß das Haupt der Verfolgten, Pater Hoffbauer, einst in Wien sein Beichtvater fast bis an sein Lebensende werden würde.

Hoffbauer und Werner verbanden sich auf das innigste zu gemeinsamem Streben.

Im folgenden Jahre tagte in Wien der berühmte Congreß, welcher ungemein zahlreich hochgestellte und reiche Leute nach Wien führte und einen grenzenlosen Luxus und unerhört sinnliches Treiben veranlaßte, so

daß ein Sittenprediger um Stoff nicht verlegen sein durfte. Da trat nun Werner auf, geißelte das Easter, ohne irgend einen Stand zu schonen, und predigte wieder in katholischer Weise und brachte den Katechismus zu Ehren, den er nicht selten auf die Kanzel mitnahm und hier auf das kleine Büchlein, der großen Wahrheiten voll, hinzeigte.

Einmal stand Werner, mit Chorrock und Stola bekleidet, in der Sakristei, die Predigt sollte bald beginnen; P. Hoffbauer trat herein. Da fällt es Werner ein, noch vor der Predigt beichten zu wollen. Hoffbauer aber weist ihn rauh ab. „Was, jetzt beichten? Du solltest schon lange auf der Kanzel stehen.“ Werner folgt schmollend und vor sich hinbrummend.

Als er sich entfernt hatte, sagte P. Hoffbauer laut zu sich selbst: „Er ist eine von den Posaunen Gottes, aber man kann seinen preußischen Stolz nicht genug demütigen.“

Wenn Werner in der Augustiner-Hofkirche predigte, waren öfter die sämtlichen gekrönten Häupter seine Zuhörer, die Carossen rollten in Unzahl vor die Kirchthüre, die Leute drängten sich so massenhaft, daß die Polizei nicht ausreichte und Kürassiere erscheinen mußten.

„Das ganze Auftreten Werners“, schreibt Brunner, „war höchst originell und für Wien jedenfalls etwas ganz Ungewöhnliches. Die Statur groß, die Züge markiert, die Nase lang, die Augenbraunen auffallend schwarz, die Stimme etwas hohl, der Dialekt preußisch, den Ausdruck des Gesichtes hatte er ganz in der Gewalt. Ein zweiter Johannes in der Wüste, das Volk auffordernd zur Buße.“

Trotz eines fortschreitenden Lungenleidens arbeitete Werner rastlos im Beichtstuhl, auf der Kanzel und in der freien Zeit an seinem Trauerspiel: „Die Mütter der Makkabäer.“

Am ersten Adventsontage 1822 begann Werner auf der Kanzel der Ursulinenkirche (auf welcher sein väter-

licher Freund so oft das Wort Gottes verkündigt hatte) seine Predigt sichtlich erschütterte, mit einer alle Anwesenden tief ergreifenden Mitteilung: „Ich werde nun nicht mehr lange leben, Pater Hoffbauer hat es mir verkündigt. Ich hatte mein Nachtgebet beendet und ruhte bereits im Bette, als mein Zimmer plötzlich durch ein helles Licht, das den Glanz der Sonne übertraf, erleuchtet wurde. In diesem Glanz erblickte ich P. Hoffbauer, meinen Vater, meinen Freund, meinen Lehrer. Er hielt in seinen Händen eine Lilie, einen Olivenzweig und eine Palme, und redete mich also an: „Zacharias komm, komm, komm bald!“ So sprach er und verschwand. Diese Erscheinung ist keine Einbildung, ich hab' nicht geträumt, daß ich P. Hoffbauer gesehen, das ist so gewiß, wie es gewiß ist, daß ich mich in dieser Kirche vor meinem in der Eucharistie gegenwärtigen Gott befinde. Von der Stunde an ist mir bis jetzt eine gewisse Schwäche geblieben, es ist gewiß, in kurzer Zeit werde ich sterben.“ Wenige Wochen später folgte er seinem Lehrmeister und Vorbild in die Ewigkeit. Sanft und ruhig war sein Sterben, voll Vertrauen auf den Heiland und seine heiligste Mutter.

Die Trauer und Theilnahme, die sein Tod erregte, war eine allgemeine und herzliche. „Vornehm und Nieder“, heißt es in einer kleinen, unmittelbar nach seinem Tode in Wien erschienenen Schrift, „feingebildete und Menschen aus niederen Ständen drängten sich hinzu, um dankbar die erkalteten Hände zu küssen, und mit lauten Worten auch vor allen Anwesenden freimütig zu bekennen, daß sie durch ihn wieder auf den Weg des Heils und zur Erkenntnis der Wahrheit geleitet worden seien.“

Werner ist dem Schicksal anderer berühmten Konvertiten nicht entgangen, er ist viel verfolgt und seine Bekehrung in jeder Weise herunterzuzerren gesucht worden. Eichendorff schrieb mit Rücksicht hierauf und im Hinblick auf die ergreifenden Scenen am offenen Sarge Werner's,

wie wir sie eben hier angedeutet: „Das ist eine flammende Grabschrift, die alles eitle Gerede von Phantasterei, Jesuiterei u. verzehrt, und um die mancher Dichter in der letzten Stunde ihn beneiden möchte.“

Ich war etwa 16 Jahr alt, als ich Werners Conversionsgeschichte mit großem Interesse las, und die eigene Seele erwärmte an der Begeisterung dieses wahren Büßers und Streiters für die Interessen Gottes. Nun stand ich mit Gefühlen des Dankes an seinem Grabe. Eine Cypresse überschattete es und die einstige Grabstätte des seligen Clemens. Der Schatten desselben Baumes fiel auch auf die schmale leere Stelle zwischen dem Grabe des Seligen und dem Sarghäuschen, in welches man die Gebeine von P. Hoffbauer nach deren Erhebung geborgen hatte. Es war gewiß ein bevorzugtes Plätzchen und es schien frei gehalten für einen bevorzugten Toten. Ich ahnte nicht, wie bald es besetzt sein würde und wem es beschieden sein sollte. Zacharias Werner und P. Eickenbrock! Der Unschuldige und der Büßer! Welche Gegensätze und doch welche Uebereinstimmung in der nämlichen Liebe. Beide haben glühend Gott den Dreieinigen geliebt, den Erlöser, die Mutter Gottes, die Kirche Christi und beide so innig auch den seligen Clemens. Ein Stein aus dem Grabe des Letzteren wurde bei dem Grundstein von St. Gabriel vor etwa 12 Jahren eingefügt, ein Beweis der Liebe der Patres für den Seligen, ein Beweis zugleich, wie der nämliche Geist sie erfüllte.

Ich brach ein Zweiglein von der Cypresse, um es mit mir zu nehmen, und ich zeigte es noch am selben Tage demjenigen, der sobald mit Zacharias Werner unter dem Schatten dieses Baumes nur durch das leere Grab des seligen Clemens von diesem getrennt, ruhen sollte. Als ich die Trauerbotschaft bekam, erschien mir jenes Zweiglein wie ein Gruß aus einer besseren Welt, eine Botschaft des Friedens. — — —

Am Grabe Brunners.

Es mußt einen ganz eigen an, wenn man zwischen Gräbern wandelt, deren Denkmäler uns bekannte, berühmte Namen zeigen, und uns dahingegangene geistige Größen vor die Seele führen, welche als wahre Streiter, die einen früh, die anderen später, gerungen und gekämpft haben für die Freiheit der Kirche Gottes, für ihren Sieg über die gewaltige Macht der Feinde, denen sie selber oftmals als Sturmblock dienen mußten.

Da liegt auch unter kaltem Stein ein großer Toter, ein wackerer Kämpfer bis zur letzten Stunde.

Der Glaube ist ein hohes und großes Gut, und es lohnt sich wahrlich um ihn zu ringen und sich zu plagen, und wer das scheut, der ist dieses hohen Gutes nicht wert. Der Tote da, der hatte in seinen Jünglingsjahren sich redlich geplagt und gemüht, um seinen Glauben festzuhalten und tief zu befestigen in der eigenen Brust. Wohl hatten Clemens Hoffbauer und Werner und deren edler, frommer Freundeskreis einen besseren Geist allenthalben entfacht, und ein lebendigeres, frisches Christentum sproßte und keimte allenthalben. Aber noch spuckte der alte böse Geist wirrer Philosophen, und neue Philosophen brachten noch wahnsinnigere Theorien, und die Jugend auf den Hochschulen, und selbst die Jugend in Convikten sog das Gift ein und kränkelte und siechte dahin.

Auch der Tote da hatte das Gift gekostet, und es wühlte in seinem Innern und ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe; der Jüngling stritt und wehrte sich heldenhaft, und ging siegreich aus dem Kampfe hervor. Und nun griff er selber zum Schwerte des Wortes und kämpfte mit Löwenmut, furchtlos und unverzagt, die Hiebe sausten wuchtig und scharf nieder nach allen Seiten. Die Sprache war derb und rauh; aber originell, ganz im Einklang mit der Natur des seltenen Mannes.

Eines schickt sich nicht für alle; für diesen Mann von Stahl und Eisen war's die rechte Art und jenen

Zeiten schimpflicher Angriffe auf die Sache Gottes und auf Gott selbst war sie ganz und gar angepaßt. Er war ein providentieller Mann (ein Mann der Vorsehung), erwählt, fortzusetzen, was der selige Clemens und seine Freunde begonnen, freilich nicht nach ihrer Art, sein Talent war ein anderes; er konnte nur geben, was er hatte. Die Mannigfaltigkeit der Bäume und Blumen im Garten Gottes erhöht seine Schönheit und erregt unsere Bewunderung der unergründlichen Schöpferkraft Gottes, — ein Bild seiner Unendlichkeit. Immer neue Gaben, immer neue Unlagen, — eine jede Pflanze dieses Gottesgartens hat ihre Eigenart. Darüber könnte man lange Betrachtungen anstellen; doch da würden wir uns zu weit entfernen. Werfen wir einen Blick auf dieses Toten Eigenart. Sie scheint schon vor unseren Blicken zu stehen, wenn wir die Grabschrift lesen, die da auf dem großen Stein, welcher das Grab deckt, in goldenen Lettern eingegraben ist:

„Diesem fleisch mitsamt den Knochen
Ist das Urtheil schon gesprochen.
Doch wer Glauben hat und Hoffen,
Wird darüber nicht betroffen.“

Der Mann, der da seinen müden Gebeinen diese Aufschrift gegeben, ist im Leben oft und gern zwischen Gräbern gewandelt. Da hat er philosophiert, betrachtet und gebetet. Und manchmal hat er auch mit dem Totengräber und anderen Leuten gesprochen und hat wie immer gestrebt, die Seelen himmelwärts zu richten, hinweg über vergänglichen Staub.

Einmal hat er einen Totengräber angetroffen, wie er gerade ein Grab auswarf. Der Mann hatte seinen Glauben verloren, einzig, weil ein vornehmer Herr ihm gesagt hatte, mit dem Tode sei alles aus. Und da hatte er gedacht, solch' ein feiner, studierter Herr müsse das doch besser wissen, als er. Und seitdem war eine düstere Freud' und Hoffnungslosigkeit über den Mann gekommen, und wenn er seine Arbeiten verrichtete,

sprach er vor sich hin: „Es ist doch alles aus, alles aus mit dem Tode.“ Und als Sebastian Brunner vor ihm stehen geblieben war und ihm zuhörte, da drängte es den Mann, den Fremden da fühlen zu lassen, wie hart und steinern ihm die Weisheit jenes feinen Herrn auf dem Herzen liege. Er hielt mit dem Graben inne, legte die Hände auf sein Werkzeug, lehnte sich an die Erdwand und sagte: „Es ist doch ein wahres Elend mit dem Menschen, hier sich schinden und plagen müssen in der Welt, und dann dies Ende, und aus und alles aus! Ich grabe nun schon seit 16 Jahren hier herum; früher machte ich mir weniger daraus, ich glaubte an eine Auferstehung, aber das ist doch alles nichts anders als Dummheiten und Schnurpfeiserei!“

Brunner fühlte großes Mitleid mit dem armen Manne, und so blieb er lange bei ihm stehen und ließ sich in ein Gespräch mit ihm ein. Er erzählt nicht, was er dem irreführten Manne gesagt, er berichtet nur, daß der Totengräber, der ihm ernst und nachdenklich zugehört, als er aus dem Grabe stieg, erklärt habe, von jetzt an wieder zu seinem verlassenen Glauben, zu seinem verlassenen Gott zurückzukehren.

Nun sagt vielleicht der eine oder andere Leser bei sich, das hätte Brunner doch erzählen sollen; denn das könne man gut brauchen, nur zu oft höre man derlei Reden und man finde das rechte Wort zur Antwort nicht immer, und schließlich packe hier und da bei solchen Reden der Zweifel auch das eigne Herz.

Was Brunner mit dem Manne geredet haben mag? Nun, ich war schon daran, hier niederzuschreiben, was sich da wohl annehmen lasse, aber ich habe es gestrichen, weil ich manchen mitten in diesen Memorien zu lang und störend damit kommen würde. Ich möchte Dir, lieber Leser, darum die Worte zurufen, die einst dem heiligen Augustinus gesagt wurden: „Nimm und lies!“ Ja nimm und lies!“ Lasse Dir vom Missionshause Heiligkreuz bei Neisse oder von der Katholischen Verlags-

gesellschaft in Frankenstein (Dreifaltigkeitsverein) für einige Mark Bücher kommen, welche geeignet sind, den angegriffenen Glauben in seiner Wahrheit und Schönheit Dir zu zeigen. Du kannst dann auch Deinerseits zu dem Ungläubigen sagen: „Nimm und lies!“ Borg' oder schenke ihm ein solches Buch, vielleicht nimmt er gern es an und liest es aufmerksam und findet den Weg zurück, gleich jenem Totengräber. Was giebt es aber Größeres, als Seelen retten und zu Gott führen?

Ehe wir von dem Grabe Brunners scheiden, möchte ich Dir, lieber Leser, noch etwas erzählen, was zwei junge, hoffnungsvolle Theologen aus dem Missionshause St. Gabriel vor einigen Jahren niedergeschrieben haben. Es ist das noch nie gedruckt worden. Die jungen Studierenden des Missionshauses schreiben unter sich ein Blatt, das nur im Hause kursiert. In ihm finden sich wissenschaftliche Artikel, Gedichte, Erzählungen, Schilderungen, Nekrologe &c. &c. In freundlicher Weise wurden uns einige Nummern zu Verfügung gestellt, und in ihnen finde ich gerade jetzt einen Aufsatz mit der Aufschrift: „Bei Sebastian Brunner.“ Es heißt da:

„Kürzlich war ich bei Sebastian Brunner am Friedhof zu St. Enzersdorf“, schreibt der damalige Theologe, „und betete ein Vater unser für den großen Toten. Dann bat ich ihn selbst, er möge mit seinem furchtlos-
behehren Geiste das in unser beider Vaterland seit langem schwankende Kampfesglück endlich der Seite des Lichtes zuwenden helfen.“

Bei Lebzeiten hatte er in dieser Hinsicht wahrlich das seine geleistet. In der den katholischen Schriftstellern und Predigern Wiens eigentümlichen, humoristischen, ja oft satyrischen Manier hatte auch er den lebenslustigen Wienern die entsagende Weltanschauung Jesu Christi schmackhaft darzustellen verstanden

III das kam mir in den Sinn, als ich so an Brunners Grabrande stand und auch so manche Einzelheit, die mir aus seinem Leben bekannt ist, wie ich z. B.

einmal mit zwei Freunden dem da unten Schlummernden meine Aufwartung machte und er mit uns dann, alte Erinnerungen sammelnd und mitteilend, durch die Straßen Wiens spazierte. Das war aber so gekommen: In der altehrwürdigen Stadt Krems, wo schon Krimhilde, noch mit halbgebrochenem Herzen des erschlagenen Recken Siegfried gedenkend, der heiligen Messe beiwohnte, bevor sie ihre Brautfahrt ins wilde Ungarland donauabwärts fortsetzte, hatte der religiösere Teil des Obergymnasiums einmütig beschlossen, eine Zeitschrift mit ausgesprochen christlicher Tendenz unter dem Namen „Streiflichter“ in's Leben zu rufen. Dafür mußten nun auch recht zugkräftige Mitarbeiter gewonnen werden. Weil ich eben damals in Krems studierte, so hatte ich mich in meiner Geburtsstadt Wien mit anderen Freunden in diesem Sinne zu verwenden. Zuerst mußte natürlich Sebastian Brunner behelligt werden. Wir suchten ihn im Dominikanerkloster auf, wo er lange Zeit eine schlichte Zelle bewohnte, und trafen ihn richtig zu Hause an, doch eben im Begriffe auszugehen. Da wir unser Gesuch auch gehend vorbringen konnten, schlossen wir uns ihm sogleich an. Kaum hatte er unser Anliegen vernommen, so äußerte er uns seine lebhafteste Freude über das Wiedererwachen des christlichen Bewußtseins in der Studentenwelt und sagte uns seine Mitarbeiterschaft bestimmt zu. Die Sache war für ihn auch darum von wirklichem Interesse, als auch er das Kremser Gymnasium besucht hatte, und ihm die dortigen Verhältnisse persönlich bekannt waren.

Je ungezwungener er sich bei der Mitteilung seiner Jugenderinnerungen gab, um so mehr hatten wir Gelegenheit, auch die Außenseite des christlich-sozialen Altmeisters in Augenschein zu nehmen. Von dem Vorrecht der Männer, von der Feder und Wissenschaft, auf ihr Äußeres nicht viel halten zu müssen, hatte Brunner ausgedehnten Gebrauch gemacht. Sein sichtbares Hauptbekleidungsstück war ein verschossener Ueberzieher, aus

dessen weiten Taschen ein mächtiges blaues, den Schnupfer verratendes Taschentuch hervorsah. Ein dickes Halstuch sorgte dafür, daß ja nichts gezierter an Kragen und Binde sichtbar würde und ein abgetragener, fast schäbiger Filzhut störte nicht die Harmonie des Gesamtbildes, welches der päpstliche Hausprälat dem musternenden Blicke bot; das schelmische Auge aber, die charakterfesten Gesichtszüge und die gleichwohl in Stimme und Tonfall zu Tage tretende Herzensgüte boten reichlichen Ersatz für den Mangel an Eleganz in der Körperhülle. Dann verabschiedete er sich endlich, gab uns Grüße auf an einen alten Kremser Weinbauer, ermunterte uns zum Ausharren auf dem betretenen Pfade und schloß mit einem „Adieu, recht brav bleiben!“ Aus den Streiflichtern ist zwar nichts geworden, und mit Brummers Mitwirkung wäre es ebenso gegangen, weil er schon bald nach unserem Spaziergange das Zeitliche mit dem Ewigen vertauschte. Aber sein Geist wirkte fort, und sein politisches, das christlich-soziale System, das er in den ungünstigsten Zeiten ein halbes Jahrhundert lang fast allein vertrat, drang wenigstens teilweise nach seinem Tode siegreich durch, und Wien war die erste Weltstadt, welche den Pseudo-Liberalismus niederrang und wieder ein christliches Regiment an seine Stelle setzte. Er sollte den Sieg seiner Ideen nicht mehr erleben, und folgte auch darin seinem göttlichen Meister, den Kelch bis auf die Neige leerend. Sebastian Brunner! Deine naive Mahnung brav und treu zu bleiben, soll nicht erfolglos verhallt sein! Heil Dir, auf Wiedersehen! L. v. R.“

Lieber Leser, wenn in Deinem Hause ein junger Mann weilt, so lies ihm, was dieser Jüngling erzählt hat, vor. Vielleicht wirkt dessen reine, edle Begeisterung und Sebastian Brummers markige Kraft weckend oder stärkend auf seinen Geist. Wie oft hat man geflagt: „Unserer Zeit fehlen Männer!“ Könnte man die Jünglinge doch zwischen jenen Gräbern auf dem Friedhofe zu Enzersdorf umherführen und sie hineinschauen lassen

in das Leben, das jene priesterlichen Männer gelebt und ihnen zeigen die fortwuchernde Saat Gottes, die sie ausgestreut, damit sie ihr junges Leben und ihre reiche Kraft nicht vergeuden, sondern weihen dem ewig Bleibenden, Unvergänglichen, der Wahrheit und Tugend, dem Dienste Gottes. Nur in diesem Dienste können sie wahre Männer werden, nur in ihm glücklich hier in dieser Welt und glücklich in der Ewigkeit.

Menschliches Elend und katholische Liebe.

Gegenüber dem großen Waisenhaus in Neu-Mödling liegt das städtische Krankenhaus. Der behördliche Charakter ist dem Hause stark aufgeprägt, die Pflege der Kranken aber liegt in den Händen von Franziskus-schwestern. Wie haben sie mich erbaut, diese einfachen, lieben Schwestern, so strahlend von heiterem, himmlischem Frieden, so bescheiden und demütig, so ganz Liebe, lauterste heilige Liebe gegen ihre Mitmenschen. Wie glücklich diese Schwestern sind! Diesen Eindruck erweckt die Erscheinung jeder Einzelnen. Vielleicht aber, meint da der eine oder andere, ist ihre Stellung eine sehr leichte, vielleicht ruht die Arbeit in der Hand anderer und es liegt den Schwestern nur ein wenig Aufsicht ob und sie genießen wohl selbst ein comfortables Leben? Nun, ich will erzählen, was ich da beobachtet habe.

Ein Zimmer ist zur Kapelle hergerichtet, hier finden die Schwestern den Tabernakel und an Sonn- und Feiertagen wird die heilige Messe daselbst gelesen. (Uebrigens wohnen, soweit es angeht, die Schwestern schon um 5 Uhr den heiligen Messen in der Kirche des Missionshauses St. Gabriel bei). Bei der Kapelle liegt ein Stübchen, das Fremdenzimmer (und ein anderes als Sakristei). Hier wurde ich mit liebenswürdiger Güte

empfangen. Da die Zeit kurz war, habe ich von den Krankensälen nichts gesehen, jedoch führte man mich zu „unseren Buben“. — Wie war ich erstaunt, als ich mit noch ein paar Fremden in eines der Kinderzimmer eintrat. Wie geistlos diese Gesichter, wie läppisch das Benehmen! Sogleich wurden unsere Taschen durchsucht, und alles Bedeuten, daß wir nichts „Gutes“ bei uns hätten, nützte nichts. Wir mußten sofort einiges holen, um diese unglücklichen, blödsinnigen Kinder zufrieden zu stellen. — Wie bewunderte ich die sanfte Schwester, welche in solcher Umgebung so heiter und glücklich und in immer gleicher Weise so ganz voll Liebe für diese Armen sich abmüht. Diese Schwester sieht in diesen Seelen das Bild Gottes, ob auch verhüllt und verschleiert, und um seinetwillen liebt sie diese Unglücklichen. Ja, nur Gnade und nur der Besitz der wahren Religion vermögen in solcher Umgebung und Lage Menschen glücklich zu machen.

Wie ich noch darüber nachdachte und der Schwester und dem Treiben der Kinder zusah, die inzwischen gierig ihre Süßigkeiten verzehrten, sagte man mir, dies seien die besseren Buben, d. h. die gutartig Schwachsinnigen, jetzt würden wir zu den elenderen gehen.

Aus einigen Sälen wurden diese „Schlimmsten“ gerade ins Freie gebracht, in den anstoßenden Garten. Einige, der am schwersten zu Transportierenden, waren noch zurück geblieben und eine junge, kräftige Schwester mit ihnen beschäftigt. Welche Gestalten! Eben trug sie auf ihren Armen eine solche Schreckensfigur hinaus. Da fauerte ein unförmiges Wesen, dessen Unterbau wie ein Klumpen, kraftlos und unbeweglich, und dessen furchtbar anzuschauendes Gesicht die jüdische Herkunft verriet; es sollte dann sogleich an die Reihe kommen. Wir frugen nach den Eltern. Der Vater sieht niemals nach dem armen Kinde, die Mutter nur selten. Draußen im Garten lief ein Knabe umher, dessen Arme mit Tüchern am Körper festgebunden waren. Die Schwestern erklärten

uns, das sei nötig, weil das Kind fast alles, was es finde, Erde und Kot, in den Mund stecke und verzehre.

Einen Augenblick traten wir in ein Zimmer ein und betrachteten eine Schaar kleiner Ungeheuer, welche alles, was ihnen unter die Hände kommt, zerreißen und sehr böse werden können. Als wir hinausgingen, wurde ihr Horn über uns entfesselt, ein fürchterliches Geschrei erhob sich und folgte uns noch lange nach.

Siebenzig solche unglückliche, hilflose Kinder! Und dabei nie erlahmen, nie unzufrieden werden, immer heiter, fröhlich und glücklich! — Sind solche Schwestern nicht Zeugen für Christus? Auf dem Corridor neben den Räumen der Unglücklichsten findet sich ein Bretterverschlag. Eine Schwester wies lächelnd darauf hin und sagte: „Das ist das Zimmer der Fr. Oberin.“ —

Und diese Schwestern, so entäußert von allem, von allen Genüssen dieser Welt, in dem opfervollen Leben des Krankendienstes, im Dienste dieser großen Schaar unglücklicher Kinder, sind doch trotz ihres Opferlebens und ihrer lauterer Güte und Reinheit der Gegenstand hämischer und boshafter Angriffe und Verläumdungen Gott und Kirche feindlicher Einwohner von Mödling. Einige der schlimmsten Verfolger hat der gute Hirt sich eingefangen. Die Schwestern haben ihm geholfen. Diese Feinde nämlich erkrankten, kamen ins Hospital und sahen hier das Leben der Schwestern. Da sind sie in sich gegangen und zu Gott zurückgekehrt, und danken ihm, daß er sie so gnädig geführt hat.

Die Los von Rom-Heze in Olmütz.

Eine geprüfte Mutter. Ein Dienstmann.

Die Heimreise nahm ich über Olmütz. Ich gedachte da einmal auszustiegen, um eine ältere Witwe, eine

Dame zu sprechen, welche mehrfach schon in mancherlei Anliegen an mich geschrieben hatte. Wir kannten uns persönlich noch nicht. Da ich die Wohnung nicht fand und die Zeit kurz war, wandte ich mich an einen Dienstmann, damit er die Dame benachrichtige und setzte mich unter ein Zeltdach vor einer Conditorei, um zu warten.

Auf dem Tische vor mir lagen eine Menge Blätter; ich nahm eines nach dem anderen zur Hand und legte sie alle bald wieder mit schmerzlicher Entrüstung hinweg; sie alle strossten von Hohn- und Schmähartikeln gegen Rom und die katholische Kirche. Olmütz ist ja einer der Hauptheerde der „Los von Rom“-Heze. Ich stand traurig auf und wollte mich auf den Weg machen, als ich aber aus dem Zelte trat, eilte der Dienstmann, der mich erblickt hatte, mir entgegen und bat mich so freundlich und herzlich, doch ja nicht fortzugehen, es sei noch gut Zeit und die Dame komme sicher sogleich. Diese liebevolle Aufmerksamkeit des schlichten Mannes that mir wohl. Das war keiner von den „Los von Rom“-Stürmern, das war gewiß ein braver Sohn der Kirche, das konnte ich merken. Die Dame kannte er als eifrige katholische Christin, er wollte sie und mich erfreuen.

Ich ließ mich bewegen und wartete. Nach einem Weilschen stand der Dienstmann wieder vor mir, neben sich eine ältere Dame. „Sehen Sie“, sagte er erfreut, „da ist die Dame schon“, und dann trat er bescheiden ab, sichtlich erfreut, daß er unsere Bekanntschaft vermittelt hatte.

Die Zeit war kurz; wir konnten nur auf der Straßenbahn zusammen zum Bahnhof fahren. Die gute Frau klagte mir, wie traurig es weithin und speziell in ihrer Stadt ausschaue und wieviel Weh' und Sorge ihr persönlich beschieden. Die einzige blühende Tochter ward ihr jung genommen nach einem Jahre irdischen Glanzes und weltlichen Glückes. Das war ein harter Schlag für die Mutter, welche bis dahin eigentlich nur ihr Kind und die Weltlust geliebt hatte. — Aber nun brachen die

Altäre zusammen, an denen sie geopfert, der Schmerz durchwühlte ihr Inneres und haltlos und hilfe- und ruhesuchend irrte ihres Geistes Blick umher, nach rechts und links, nach unten und oben — und jetzt blizte es auf vor ihr und sie erkannte, von wem allein ihr Hilfe kommen konnte. Der Schmerz verklärte ihr Herz, eine Gnade, welche das Leid allen bringt, welche sich beugen unter Gottes züchtigende Vaterhand und nicht murrend und grollend sich gegen Ihn auflehnen. So ist es nach und nach ruhig geworden; derjenige, der da einst den Winden und dem Meere gebot, beschwichtigte das arme Herz und zog es an das seinige und gab ihm tausendfach Schöneres wieder, als Er ihm genommen: Gottesfrieden. — Aber der Kreuzweg war noch nicht zu Ende. Nicht mehr der Welt Lust und Ehre wollte diese Seele, sie wollte ruhig und zufrieden sein und glücklich, ihre Tochter war ja christlich und gut gestorben. Aber sie hatte ein Töchterlein hinterlassen und dieses Kind gut zu erziehen, nicht für Eitelkeit und Pracht, sondern für ein christliches, edles Leben, das war die Sehnsucht der Mutter und sie meinte, diese Bitte müsse der liebe Gott ihr gewähren; denn was sie wollte, war ja so gut und rein, von Liebe zu ihm durchdrungen. Aber nun sollte ihr Vertrauen, ihr Glaube, ihre Demut die herbste Prüfung erfahren, das Kind ward ihr genommen und in eine Umgebung gebracht, welche mit Gott und der Kirche gebrochen hatte. Der Religionsunterricht auf zwei Stunden wöchentlich beschränkt, — wie sollte er die Einflüsse einer ganzen Woche bei einer so jungen Seele überwinden?

Wer um eine teure Seele zittert und bangt, wird die Gefühle dieses Herzens begreifen. Aber so heiß und innig auch das Flehen, so groß der Schmerz auch ist, wir dürfen doch nicht murren gegen Gottes Zulassungen. Er giebt jeder Seele die Gnade, sich zu retten und Er wird um so mehr geben, wenn Er darum bestürmt wird. Aber seine Wege und Ratschlüsse sind unerforschlich und wir haben kein Recht, uns aufzulehnen und mit Gott zu

hadern, wenn unsere reinsten Wünsche unerfüllt bleiben. Der Schmerz um teure Seelen, welche wir in Gefahr sehen, ist ja eine der härtesten Bußen für diejenigen, welche Gott lieben, und wer wollte sich rein von Schuld wissen und sich sagen: „Ich habe das nicht verdient, mir durfte das Gott nicht thun!“

Nein, Gott ist ganz Güte und Liebe, aber auch die Gerechtigkeit selbst. Das zu erkennen, ist unser Blick hienieden nicht imstande. In der Stunde des Todes wird der Schleier reißen und wir werden Gottes Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe in ihrer ganzen Herrlichkeit und Größe erschauen.

Als ich Olmütz verlassen hatte, stieg der Heilige Berg, ein Wallfahrtsort, vor mir auf und ich grüßte von ferne der himmlischen Mutter Bild. Wie sie, die beste der Mütter, wohl sorgen mag um ihre und ihres göttlichen Sohnes unglücklichen Kinder in dieser Stadt, die sich los-sagen von ihm oder mehr und mehr erkaltend, ihrem Untergange entgegenzueilen? Ja, an Marias Mutterherz mag jene Mutter und eine jede Mutter ihren Schmerz ausweinen! — — Dann tauchte das Bild des freundlichen Dienstmannes vor mir auf und ich dachte: der gehört zu denen, welche Gott Ersatz leisten für den Undank der anderen und welche die Strafgerichte Gottes aufhalten.

Herbstzeitlose.

Auf wunderschönem Wiesengrunde findet man nicht selten eine lieblich anzuschauende Blüte, die Herbstzeitlose. Ein schlanker Stengel und ein blaues Glöckchen. Doch in diesem zarten Gewande ist ein gefährliches, tothbringendes Gift verborgen.

An diese Herbstzeitlose mußte ich denken, als ich auf meiner Weiterreise auf dem sonst so schönen Boden einer

braven christlichen Frauenseele einige giftige Blümchen entsprossen sah, welche der Dame selbst gar lieblich und gut erschienen; sie merkte nicht, daß es Giftpflanzen waren und als ich mir ein Herz faßte und darauf hinwies, habe ich doch keinen Glauben gefunden. Die Blümlein blieben stehen.

Da habe ich nun gedacht, ich will die Sache schlicht und wahrheitsgetreu meinen Freunden erzählen, sind sie mit mir der Meinung, daß es Giftblümlein sind, dann schauen wir nach, ob etwa auch auf unserem eigenen Grund und Boden solche Pflanzen gedeihen und wenn wir sie entdecken, dann wollen wir sie herzhast herauswerfen, ungeachtet ihres schillernden Gewandes.

In N. ist alles fein abgegrenzt. Da sind gewisse Kategorien von Menschen, die fühlen sich turmhoch über den anderen erhaben und ihre Standesehre erfordert, sich die übrigen in respektvoller Entfernung zu halten. Die Dame, die Gattin eines höheren Beamten, selbst aus schlichter Familie stammend, erzählt, wie niemals eine Dame ihrer Kategorie mit einer Frau niederen Grades verkehren würde, sie aber habe sich „herabgelassen“, und sei öfters mit der Frau eines Beamten des nächsten Grades zusammengekommen.

Das kam mir sehr merkwürdig vor; ich sagte, was ich über diese Abgrenzungstheorien denke und fügte hinzu, wie ich selbst vom Standpunkt eben dieser Theorie die Sache nicht recht verstehen könne; denn von dem Beamten jenes niederen Grades werde ja doch immerhin die für den Offizier erforderliche Bildung verlangt. Die Dame aber verbesserte mich: „O nein, in heutiger Zeit sogar das Abiturienten-Examen; aber dennoch würde keine Dame unserer Kreise mit der Frau eines solchen Beamten verkehren, und ich habe mich zurückgezogen, als ich gewahrte, daß es bei der Frau nicht Sympathie für mich, sondern nur Eitelkeit war; sie wollte nur gesellschaftlich steigen.“

Ich konnte nichts machen, das Vorurteil saß zu tief

und die Dame hielt es für ihr Vorrecht, für Standesehre und Pflicht. Aber ich war enttäuscht und schmerzlich berührt und dachte bei mir selbst: „Das ist so nicht der christlichen Liebe entsprechend, das zeigt kein Verständnis für die soziale Frage.“

Ich hatte mich noch nicht von dem Schrecken erholt, als ich noch eine Herbstzeitlose entdeckte. Eine arme gefallene Person hatte der Dame gelegentlich einen Gruß gesandt. Darüber nun war dieselbe tief empört und es fielen sehr harte Worte.

Da sagte ich der Entrüsteten, sie könne doch gar nicht wissen, ob die Arme nicht ihre Fehlritte bereue und wenn es nicht schon geschehen, dann werde sie es gewiß noch thun. Sie solle sich freuen, daß die Arme ihr Vertrauen entgegengebracht. Diese habe sie für mitleidig und barmherzig gehalten und ein paar freundliche, ermahnende Worte könnten dann wohl leicht diese Seele zur schnelleren Erkenntnis und Reue führen, während umgekehrt Stolz und Verachtung für arme Gefallene so leicht verhängnisvoll und todtbringend wirken. Schon manche seien dadurch zur Verzweiflung gekommen und hätten Gott und das Heil ihrer Seele auf ewig verloren. Aber, was ich auch sagen mochte, es nützte nichts, die Herbstzeitlose im schillernden Gewande der Tugendstrenge und Reinheit blieb stehen.*)

*) Und das verwunderte mich um so mehr, als ich weiter hören mußte, wie diese Dame mit vornehmen Eheleuten verkehrte, bei denen grundsätzlich — und nicht auf dem Wege der Entfagung — kein Platz für Kinder vorhanden war. —

Gedanken über die Unterredung Jesu mit der Samariterin.

Da stieg vor meinem Geiste ein Bild auf. Am Jakobsbrunnen bei Sichar in Samaria sitzt Jesus. Da kommt ein Weib, um Wasser zu schöpfen. Jesus schaut alles, er sieht die dunklen Flecken dieser armen Seele, vor ihm liegt der Armen ganzes, tiefes Elend. Aber Er, der Reinste und Heiligste, wendet sein Angesicht nicht ab; Er schaut das arme Weib an und bittet sie um einen Trunk Wassers und Er läßt sich in ein Gespräch mit ihr ein und legt es ihr nahe, Ihn um lebendiges Wasser, um seine Gnade zu bitten. Sie versteht ihn nicht, sie denkt nur an das natürliche Wasser. Darauf fordert der Heiland sie auf, ihren Mann zu rufen; denn Er will auch ihm das lebendige Wasser anbieten zur Reinigung seiner Seele. „Ich habe keinen Mann“, antwortet das Weib. Und Jesus spricht: „Du hast recht gesagt: Ich habe keinen Mann! Denn fünf Männer hast Du gehabt, und der, den Du jetzt hast, ist nicht Dein Mann. Das hast Du wahr gesagt.“

Kein zürnend Wort kam aus dem Munde des Heilandes, nichts sagt Er, als nur ganz ruhig und sanft: „Fünf Männer hast Du gehabt und der, den Du jetzt hast, ist nicht Dein Mann.“

Und die Unglückliche, welche viele aus Sichar für unverbesserlich halten und verachten mochten, als eine ehrlose Sünderin, sie zeigt sich keineswegs als ein durchaus unfruchtbarer, steiniger Boden, sie ist nicht eine schon verworfene Seele, sie ist ein bracher Boden, der es hinausgeschoben dem himmlischen Gärtner sich zu unterstellen. Disteln und Unkraut wachsen in Menge darauf. Aber nun sie hört, wie mit sanftem Wort der wunderbare Fremdling ihr sagt, was sie gethan, glaubt sie einen Propheten vor sich zu sehen, und — was ist es wohl, was sie, die Sünderin Ihm sagen wird? Wird sie nicht um irdisches Glück sich befragen?

Nichts von allem. Sie ist von dem einen sanften und erleuchteten Wort Jesu tief erschüttert und nachdem sie Ihm gesagt: „Herr, ich sehe, daß Du ein Prophet bist,“ schließt sie eine Frage an, wo Gott anzubeten sei, in Jerusalem oder auf dem Berge Garizim, worüber Juden und Samariter in Streit waren.

Um ihr Heil besorgt, fragte sie um die wahre Anstalt, worin das Heil zu finden.

„Siehe“, sagt der heilige Chrysostomus, „sie fragt um nichts, als Glaubenswahrheiten, und nichts konnte sie bewegen von dieser Untersuchung abzulassen“. Und der Heiland sagt ihr, „das Heil kommt aus den Juden,“ und Er verkündet ihr das neue Reich Gottes, das da komme, ja schon da sei. Noch ist der Sinn der Samariterin nicht ganz klar, und sie tröstet sich, daß der Messias, den sie erwartet, alles ihr verkünden werde. Da lüftet Jesus völlig den Schleier und offenbart sich: „Ich bin es, der ich mit Dir rede.“

Und wie die Sünderin, die unverbesserlich geschienen, dies vernommen, ist der Jubel ihres Herzens so groß, daß sie ihren Wasserkrug stehen läßt und zur Stadt eilt, um alle herbeizuholen und ihnen zu verkünden, daß der Messias gekommen sei. So wird das arme gefallene Weib zu Glaubensbotin, Jesus hat sie erwählt die Botschaft des Heils Samaria zu verkünden. Und die Leute strömen zu Ihm hinaus und bitten ihn, zu bleiben und Er bleibt zwei Tage bei ihnen, und sie sitzen zu seinen Füßen und lauschen seiner Rede und glauben an Ihn.

Soweit der Evangelist. Und die gottselige Katharina Emmerich sieht in ihren Visionen die Samariterin in der Folge unter den frommen Frauen, welche Jesus folgten und für Ihn und die Apostel sorgten und Ihm mit ihrem Vermögen dienten.

Das ist die Geschichte, wie Jesus mit einer Sünderin redete und was seine Worte und seine Güte in ihrer Seele und für ihr Leben bewirkten. Und das war doch

ganz anders, als jene Dame es für angezeigt und würdig fand.

Und jenes Gespräch Jesu mit dem Weibe aus Sichar hat durch all' die Jahrhunderte einen tiefen Eindruck auf die Seelen gemacht; selbst Menschen, welche dem Heiland fremd geworden, konnten sich ihm nicht ganz entziehen, wenn sie auch nicht klar die Heiligkeit und tiefe Weisheit Jesu und den Durst der verschmachtenden Seele der Sünderin erkannten. Sie ahnten, was sie nicht klar erschauten und das Bild Jesu und der Samariterin am Brunnen ist eines ihrer Lieblingsbilder geworden. Noch vor 14 Jahren fand man es an allen Brunnen Berlins (wie ich es schon früher einmal sagte), ein Zeugnis des unbewußten, lechzenden Dranges verschmachtender Menschenseelen nach dem „lebendigen Wasser, das ins ewige Leben fortströmt.“

Des Betruges verdächtigt.

Besuch in einem freundlichen Klösterchen.

Ich war auf preussischem Boden und stieg in A. aus, um eine kleine Seitentour nach J. zu machen, wo ich ein Schwestern-Klösterchen und einen emeritierten Priester besuchen wollte. Der Billeteur irrte sich bei der Umwechselung des Geldes und gab mir eine Mark zu wenig zurück. Ich machte ihn auf das Versehen aufmerksam und erhielt in brüskem Tone zur Antwort: „Das kann ich jetzt nicht mehr herausfinden, wird sich herausstellen, wenn nachher Kasse gemacht wird, und wenn's nicht wahr ist, werden Sie in J. schon erwischt.“

Ich war ob dieser preussischen Schneidigkeit so verblüfft, daß ich wahrscheinlich einen sehr verdächtigen Eindruck hervorgerufen, denn derlei peinliches Erschrecken

hat schon oft solche Wirkungen hervorgebracht. Ringsum standen Männer, die alle mäuschenstill dem Vorgang lauschten; eine Frau war unter den Harrenden, und sie allein fand ein Wort der Mißbilligung; ich schien ihr doch nicht wie ein Betrüger auszuschaun. — Was sollte ich thun? Mich beschweren. Das wäre leicht gethan gewesen, konnte aber dem armen Mann viel Leid bringen. Nein, da wollte ich mir die preussische Schneidigkeit schon lieber gefallen lassen; und schnell vergaß ich den kleinen Aerger in dem freundlichen Kloster in der erfrischenden wohlthuenden Luft reiner christlicher Liebe und Freundschaft.

Kloster und Kirche sind Schöpfungen des frommen ersten Pfarrers und seiner Eltern, an deren Seite, ist auf seinen Wunsch, der dankbare Sohn, dicht an der Mauer, „im Schatten der Kirche“ begraben worden. Ich stand an der Gruft und dachte daran, wie glücklich diese Menschen in der Arbeit und der Hingabe ihrer Kraft und ihrer Habe an Gott und Gottes Werke schon auf Erden waren, wie friedlich dadurch ihr Sterben ward, und wie ihre Freude erst zur vollen Entfaltung im Himmel gelangt sein wird. Und ein inniges Mitleid ergriff mich mit den Menschen, welche ihre von Gott verliehenen Talente vergraben, ihre geistige und körperliche Kraft und Einfluß und Besitz nicht ausnützen für die großen, uns Kindern Gottes durch eben dieses Gottes Huld anvertraute Interessen, die nichts thun für die Rettung und das wahre, dauernde Glück ihrer Mitmenschen und dadurch sich selber der reinsten und schönsten Freuden berauben und in der Eeere und Unbefriedigtheit ihres Herzens verdrießlich und ungeliebt dahin leben, mit Bangen dem Tode entgegen gehend und dem Gerichte, in dem es heißen wird: „Gieb Rechenschaft von Deiner Verwaltung.“

Ja, warum berauben doch Kinder Gottes sich so vielen Glückes, so vielen Trostes, so vieler unvergänglicher Freude. Ihre Kraft und ihr Können, ihr Hab

und Gut, nichts bereitet ihnen wahres Glück. Glücklich macht nur, was für Gott und um Gottes Willen geschieht.

Am Heimats-Dörflein.

Da saß ich wieder im Eisenbahnwagen. Ich wartete am Fenster auf ein kleines, armseliges, malerisch hochgelegenes Dorfkirchlein, an welchem der Zug vorüberkommen mußte. Da war es. Mit Freude und Dank suchte mein Auge das flüchtige Bild aufzufangen. Dort in jenem Kirchlein war mir die Gnade der heiligen Taufe zu Theil geworden, dort war ich ein Kind der katholischen Kirche geworden! Man muß Katholik sein, um zu verstehen, welch' ein Glück die Mitgliedschaft der katholischen Kirche in sich schließt; und so meine ich, müßte jedweden Katholiken, an der Stätte, wo er getauft worden, das Herz aufgehen, in Liebe und Dank und Freude. Freilich, ein Schmerz wird sich gewöhnlich in die Freude mischen, denn klein ist die Zahl derer, welche dem Worte des Priesters gefolgt sind, das er bei jener hehren Feier gesprochen: „Nimm hin das Kleid der Unschuld und bringe es unbesleckt vor Deinen Richter.“

— Wie hatte Pater Rektor Eickenbrock jenes Wort geliebt und eben darum sein Taufkleidchen, und er hat, nach der übereinstimmenden Meinung aller, es unbesleckt vor seinen Richter gebracht. —

Mein Blick streifte auch den alten Friedhof um das Kirchlein, dessen Erde gedüngt war mit dem Staube vieler meiner Voreltern und Geschwister und noch einige frische Gräber erinnerten an jüngst heimgegangene Verwandte. —

Heiligkreuz.

Da tauchte das Missionshaus Heiligkreuz vor meinen Blicken auf, dort wollte ich meine letzte Station machen, bevor ich daheim eintraf. Lange habe ich nichts von Heiligkreuz erzählt, und so will ich heut hier einige Worte über dieses Haus und diese Genossenschaft einschalten, trockene Zahlen fast nur, aber ich möchte den Leser bitten zu bedenken, was sie enthalten und wie große und reiche Hoffnungen wir daran anknüpfen dürfen.

Es waren am 23. November 1901 gerade 10 Jahre gewesen, seit wir mit dem Stifter und Gründer der Genossenschaft das Terrain absuchten und er den Entschluß faßte, dasselbe zu erwerben. Es war ein herrlicher, sonniger Tag, einer der schönsten Tage, wie sie der Spätherbst nur selten noch gewährt, und als wir von unserem Gange zurückkehrend vor den Thoren der Stadt Neiffe standen, blieb Pater Generalsuperior Janssen stehen, machte auf das Datum dieses bedeutungsvollen Tages aufmerksam, das wir doch nicht vergessen möchten.

Zehn Jahre rastloser Arbeit, unermüdlichen Schaffens, aber auch zahlreicher harter Prüfungen sind dahingegangen und aus den kleinsten Anfängen ist eine große Anstalt geworden mit*) 24 Priestern, mehr als 80 Laienbrüdern und etwa 270 Jöglingen, eine Stätte des Studiums, eine Stätte geistiger und körperlicher Arbeit, eine Stätte des Friedens und eine Quelle des Segens für nah und fern. Im nächsten Jahre werden die ersten dort aufgenommenen Jöglinge (einige hatten vorher schon einige Jahre Gymnasialstudien betrieben) im Missionshause St. Gabriel ihre Primiz feiern, und dann folgt alljährlich eine stattliche Zahl neuer Kämpen für die Ausbreitung des Glaubens und die Rettung der Seelen. Sie werden dann sich von einander trennen,

*) Zur Zeit Anfang 1902.

um in alle Welt das Feuer der Gottesliebe zu tragen und mit dem „Wasser, das zum ewigen Leben fortströmt“, den Durst der Seelen zu stillen.

In fremden Ländern soll mit der Aussendung der ersten in Heiligkreuz einst Aufgenommenen der bisher angehaltene Strom sich ergießen und seine befruchtende Kraft erweisen. Für die Nähe ist Heiligkreuz vom ersten Tage an fruchtbar geworden. Im Jahre 1901 hat es 412 Aushilfen in Pfarreien geleistet, wobei die Priester des Hauses an 15000 Fremdenbeichten hörten, in Heiligkreuz selbst wurden an 20000 Fremdenbeichten gehört, zusammen also etwa 35000 Fremdenbeichten.

Eine ganze Anzahl Priester, welche früher in Heiligkreuz als Erzieher und Lehrer der Jünglinge wirkten, sowie nicht wenige Brüder sind heut in Brasilien, Argentinien, Neu-Guinea, China und Afrika im wilden und mühseligsten Weinberge des Herrn thätig und schaffen ihn um mit Gnade und Kraft von oben in einen lieblichen Garten Gottes.

An dem Flügel des Missionshauses, welcher dem Ankommenden zuerst und dem Scheidenden zuletzt ins Auge fällt, befindet sich ein Bild, ein Kreuzeszeichen mit der von Blumen umgebenen Inschrift: „Es lebe Christus!“

Bild und Inschrift drücken schön und sinnig die Gefühle des Missionars aus, den Geist des Hauses und der Genossenschaft.

Im 18. Jahrhundert schrieb Voltaire in die Welt hinaus: „In 20 Jahren wird Gott tot sein, in 20 Jahren wird der Nazarener Feierabend haben.“ Und seine Nachbeter haben alles gethan, um Christus aus den Herzen zu reißen. Sie sind dahingegangen, aber Christus lebt in den Herzen von Millionen, und zahlreiche Kämpfer ziehen für ihn hinaus in harte Arbeit, in Entbehrung und Not und Tod, um Ihm die Welt zu erobern — — seine Welt! —

Ein neuer Sturmhauf ist heutzutage im Gange, um

das zu erreichen, was Voltaire nicht gelungen. Man wirft die entsetzlichsten Schmähschriften unter die Massen, welche nicht reif sind, die Unwissenschaftlichkeit und Unwahrhaftigkeit derselben zu erkennen. Gegen solchen Ansturm müssen wir uns Alle wehren; nicht nur das Gift, das man einschmuggeln will, hinauswerfen, sondern auch die eigene Seele und die Seelen Anderer stärken und wappnen durch gediegene Religionskenntnisse, durch die Uebungen des Glaubens, durch ein entsprechendes Leben.

Es lebe Christus! Wenn Christus nicht Gottes Sohn, wenn Er uns nicht erlöst, dann ist die Welt ein unentwirrbarer Knäuel, die ganze Weltgeschichte und alle Traditionen der Völker voll Widerspruch, dann ist der Mensch nicht die Krone der Schöpfung, sondern das unglücklichste zur Verzweiflung geschaffene Wesen. Wenn Christus nicht unser Heiland, dann würde alle Freude sterben, und unsere Seelen vor Eere und Traurigkeit verschmachten, dann würden mit der Zeit alle bösen Leidenschaften der gefallenen Menschennatur übermächtig werden — und die Welt von Ungeheuern bevölkert sein.

Über Christus ist Gott, ist unser Heiland. Er lebt im Schooße des Ewigen, Dreieinen, Er lebt in unseren Tabernakeln, auf unseren Altären, in unseren Herzen. Er ist unsere Sonne, unsere Lust, unser Leben. Nichts ist so beglaubigt in der Welt als seine hohe Persönlichkeit, nichts so klar erweislich, so durch die ganze Weltgeschichte bewiesen, als die Wahrheit des Christentums. Nichts kommt an strahlender Schönheit und Reinheit der Lehre Jesu gleich, nichts seinem Wandel, und nach Ihm nichts seinen Heiligen. —

Christus die Seelen zuzuführen, damit Er in ihnen lebe, — das ist ein Werk — dafür verlohnt sich's zu leben, zu arbeiten, zu opfern, zu leiden — zu sterben.

Der Franzose Hamon sagt in seinen „Betrachtungen“ über die Arbeit und Mitwirkung am Heile der Seelen: „Es ist das Werk Jesu Christi: Er hat es in 2 Teile

geteilt, in einen für sich und in einen für uns. Für seinen Teil hat er das Kreuz bestiegen — und all sein Blut daran vergossen; dort hat er die Hölle geschlossen, den Himmel geöffnet; der Welt den Glauben verdient, um die Wahrheit zu erkennen, die Gnade, um das Gute thun zu können, und hat seine Sakramente eingesetzt, um allen Menschen die Früchte seines Todes mitzuteilen. Den anderen Teil hat Er den Menschen vorbehalten, die Er zu der ausnehmenden Ehre berufen hat, seine Gehülfsen, seine Mitarbeiter und gemeinsam mit Ihm die Erlöser der Welt zu sein.“

Das am Kreuze vergossene Blut kann die Welt retten, aber es müssen die Einen über den Wert desselben die Anderen aufklären und ihnen seine Verdienste zuwenden. Wohl ist durch Jesus der Himmel Allen erreichbar, aber die Einen müssen den Anderen den Weg dahin zeigen und die Pforten dazu öffnen. Wohl ist der Glaube uns von Jesus gebracht, aber Er muß verkündigt werden; wohl sind die Sakramente ein unerschöpflicher Schatz, aber Menschen sind zu Auspendern dieses Schatzes bestimmt. Wir alle sollen Mithelfer Jesu Christi sein am Werke der Erlösung.

Und wenn wir es nicht sind, und mit leeren Händen im Gerichte erscheinen? Wenn die Seelen uns anklagen werden, die mit unserer Mithilfe den Weg zu Jesus finden sollten?

Der Mann im Evangelium, der seine Talente vergraben, ward verworfen, nicht weil er Böses gethan, sondern, weil er das anvertraute Gut müßig liegen gelassen und keine Frucht gebracht hatte.

Die Mitarbeit am Werke der Erlösung ist verschieden, je nach Beruf und Talent. Das Reich Gottes braucht geistige und körperliche Arbeit und materielle Mittel.

Es lebe Christus! Möge dies Wort uns ein Loosungswort sein. Es lebe Christus im eigenen Herzen und in den Herzen der Menschen.

Daheim.

Jetzt war ich daheim. Und als ich alle begrüßt und die eiligsten Arbeiten und Correspondenzen erledigt hatte, da setzte ich mich hin und begann diese Erinnerungen für meine lieben Freunde niederzuschreiben. Ich war noch nicht am Ende, da lagen schon mehrere Totenbildchen und Totenzettel vor mir von Personen, die ich noch auf der Reise besucht und gesprochen. P. Eickenbrock, Dr. Helle und Bruder Maurus in Heiligkreuz.

Sie haben den guten Kampf gekämpft, den Glauben bewahrt, und der Herr wird ihnen die Krone des ewigen Lebens geben. Die Erinnerung an sie und andere Vorausgegangene mahnt zur Nachfolge. Sie waren Zeugen für Christus, auch wir wollen es sein bis zum letzten Atemzuge, dann ruhen wir einst aus am Herzen Gottes von dieses Erdenlebens Wanderungen.

Die Wallfahrer auf dem Bahnhof.

Es war in C—z, nahe meinem Wohnort. Ich stand gleich vielen anderen eines Tages wartend auf dem Bahnsteig, als ein paar Schritte von mir entfernt zwei Bahnbeamten in lebhaften Streit gerieten. Ursache dazu gab eine Prozession von Wallfahrern, welche am anderen Ende des Perrons, um ein Kreuz geschaart, auf den Ruf zum Einsteigen warteten.

Der Eine schimpfte zornig darüber, daß die Leute mit dem Kreuze umherzögen, „was die denn glaubten“.

Darauf der Andere: „Das ist ja gut, wenn die Leute glauben, glauben müssen wir alle.“

Wütend rief nun der Erste, sie sollten zu Hause in

ihre Kirche gehen, was brauchten sie in andere Kirchen mit dem Kreuze zu ziehen, das sei Uberglauben, Humbug“

„Das macht jeder wie er will, lassen Sie die Leute machen, was sie wollen“ war die erregte Antwort. Der Hornige aber hörte nicht auf, über den „Humbug“ zu schimpfen.

Zu erregt für eine Polemik, mußte ich mich zwingen, den Mann entschieden zum Schweigen zu bringen, „Mein Herr!“ sagte ich ihm, „es ist ganz ungehörig, daß Sie sich erlauben, hier am öffentlichen Platze, wo allerlei Leute, und auch Katholiken anwesend sind, über katholische Wallfahrten zu schimpfen. Man hat auch auf die katholischen Staatsbürger Rücksicht zu nehmen, und wir haben nicht nötig, uns das gefallen und uns beleidigen zu lassen!“

„Das stimmt, da haben Sie recht“, war die Antwort, „ich bin auch katholisch, aber“ Kleinslaut geworden, redete er für sich hin seine Einwendungen; ich aber ging hinweg.

Mein Herz schlug heftig vor Erregung über die Dreistigkeit dieses Auckatholiken, und alle die, denen er diese force abgelauscht und abgelernt hatte. Im Stillen machte ich meine Betrachtungen:

Es ist doch seltsam, daß das Zeichen des Kreuzes, das Bild des Gekreuzigten nicht öffentlich erscheinen darf ohne den Hohn, die Wut und die Verachtung von Protestanten und Auckatholiken hervorzurufen. Und diejenigen, welche Anstoß nehmen am Kreuze, nennen sich Christen! —

Seltsam, daß Christus sich verbergen muß vor denen, für die er sich dahingegeben. Die Bilder von irdischen Königen und Mächtigen werden mit Pietät behandelt. Das Bild dessen, der sich geopfert, um uns zu retten, gereicht Christen zum Aergernis! —

Humbug soll es sein, wenn die Christen sich um das Kreuz ihres Erlösers schaaren, und mit dem Zeichen

des Heils und dem Bilde ihres Heilandes eine gemeinsame Reise machen.

In den blutigen Krieg, in dem irdische Interessen gesucht und mit Feuer und Schwert verteidigt werden, zieht man mit der größten Begeisterung, mit wehenden Fahnen, mit Musik und in langen Reihen. Oft ist es da wahrhaft Humbug; denn die da hinziehen, werden nicht selten künstlich begeistert für eine Sache, um die es sich gar nicht handelt, sich gegenseitig zu zermalmen, während die Diplomaten hinter den Couliissen mit kaltem Blute über die wahren Ziele verhandeln, vielleicht über das Ende der blutigen Komödie von vornherein einig sind.

Außer den Kriegsprozessionen sind auch andere Prozessionen wohlgelitten. Man denke nur an die Maskenaufzüge, und anderen Gelegenheiten; Hochzeitsaufzüge stehen auch in Gunst. Und selbst das Kreuz wird bei einer Gelegenheit von den Protestanten und Begnern religiöser Prozessionen gebraucht: — bei den Begräbnisprozessionen.

Merkwürdig! Während man alle Arten von Prozessionen wohl leiden mag, verhöhnt und verlästert man die katholischen Prozessionen. In den Kriegsprozessionen flucht man, bei den Maskenzügen jöhlt man, bei den Hochzeitszügen wird gejubelt, bei den Begräbnisprozessionen trauert man — alles ist gestattet — nur die Prozessionen, bei denen gebetet wird,^{*)} werden beschimpft. Und doch handeln diese Schaaren Beter im Vertrauen auf das Wort Jesu, der die Vereinigung der Betenden so gern sieht, daß Er selbst, wo nur zwei oder drei in meinem Namen versammelt sind, mitten unter ihnen sein will, Er, der da gesagt: „Betet ohne Unterlaß“, der verheißen hat, daß der Vater stets das Gebet in seinem Namen erhören werde, der da aufruft zum

^{*)} Von Rechts wegen sollte freilich bei der Begräbnisprozession auch gebetet werden. Leider sieht man da recht häufig die Leute schwätzen.

Wachen und Beten, damit sich keine Seele von der Versuchung überlistet lasse.

Die Leute sollen zu Hause bleiben! Nicht herumziehen, sollen in ihrer Ortskirche beten!“ so spricht man über die katholischen Wallfahrer, während die Hüge voll sind, nicht bloß von Leuten, welche mit ihrer Reise einen beruflichen Zweck im Auge haben, sondern voll auch von Vergnügungs- und Badereisenden und Sommerfrischlern. Warum ist es nur den Vornehmeren und Bessergestellten erlaubt, zu reisen? Diese könnten ja erst recht zu Hause bleiben in ihren schönen, prächtigen Wohnungen oder gar in ihren Schlössern. Lasse man also auch die katholischen Wallfahrer in Frieden ziehen. Warum gönnt man den armen, vielgeplagten Leuten, die im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brot essen, nicht, daß sie auch einmal herauskommen aus dem Kreise ihrer Sorgen und Mühen? Die Bessergestellten reisen in Bäder und in weite Gegenden, manche um ihre Kenntnisse zu bereichern, andere um zu glänzen, um eine gute Partie zu machen, um sich zu amüsieren, wieder andere um sich zu erholen an Körper und Geist, um durch die Veränderung sich auch geistig zu erfrischen.

Hat denn das katholische Volk und der arme Mann und das geplagte Weib des letzten Standes nicht auch ein solches Bedürfnis? Ja, muß das Bedürfnis nicht um so größer sein, je ärmlicher und drückender die Verhältnisse sind?

Man redet so oft vom „Tempel der Natur.“ Es war namentlich in der wässrigen Periode unseres Jahrhunderts Mode zu sagen, man gehe lieber hinaus auf die Auen und in die Wälder, um Gott anzubeten. Und nun wollen diese Natur-Tempel-Schwärmer sich dagegen ereifern, daß das katholische Volk seinem Gott auch im Tempel der Natur seine Huldigungen darbringen will! — Sie meinen mit ihrer Natur-Tempel-Theorie eine neue Errungenschaft zu besitzen, und sie vergessen, daß in der katholischen Kirche das, was Wahres daran, stets be-

standen hat und von jedermann, auch vom Ungelehrten, recht verstanden wurde. Beweis dafür sind die katholischen Prozessionen. Da betet man feierlich, gemeinsam in Gottes weiter, herrlicher Natur, um Ihn, als dem Schöpfer all' dieser Herrlichkeit, zu huldigen. Aber wie der moderne Natur-Tempel-Schwärmer doch bei Regen und Donner und Sturm ein schützendes Dach aussucht, so kann auch die Kirche sich nicht auf den Tempel der Natur beschränken, sie muß suchen ihre Altäre in steinernen Tempel aufzurichten, wo sie vor jedem Unwetter und vor Verunehrung geschützt sind.

Die Bäder-, Vergnügungs- und Erholungsreisenden machen ihre Fahrten mit allem Comfort und aller Bequemlichkeit, und man findet das selbstverständlich, benimmt sich höflich, wie sich's gehört; die armen Leute aber, die ihre Wallfahrtsreise machen und nichts bei sich haben, als ein Körbchen oder ein Bündel und das mit Blumen geschmückte Kreuz in ihrer Mitte, werden vielfach von den Beamten geradezu roh behandelt und die guten, allzu bescheidenen Leute erdulden es, ohne sich zu beschweren und zu beklagen.

Man besucht schaarenweise die Bäder, welche den Ruf haben, daß oft Kranke genesen; man besucht die Orte, welche durch irgendwelche Ereignisse berühmt geworden; oft sind es blutige Kriegsereignisse.

Man betritt pietätvoll und ehrfurchtsvoll die einstigen Wohnstätten oder die Grüste großer und hoher, menschlich und christlich aber vielfach erbärmlich kleiner und niedriger Menschen; wenn aber die Katholiken die Orte besuchen, wo große Ereignisse der göttlichen Gnade und Barmherzigkeit stattgefunden, wenn sie dort Erhörung hoffen, wo andere erhört worden, — warum schmäht man sie? Liegt nicht eine Huldigung gegen Gott darin, ein Ausdruck des Vertrauens, wenn man dort betet, wo schon andere erhört worden und auffallend und selbst wunderbar erhört worden? Wohl kann Gott überall seine Erbarmungen spenden, aber wenn es ihm gefallen hat,

an manchen Stätten bereits besondere Gnaden zu erweisen, so ist das Auffuchen solcher Stätten, das Beten an denselben eine Huldigung gegen Gott, eine Anerkennung seiner unbeschränkten Macht, welche frei ist, Gnaden zu spenden, wo und wie es Gott gefällt, und daß also es nicht dem Menschen ziemt, Gott darin Vorschriften machen zu wollen. Es ist das katholische Wallfahren ein Akt kindlicher Hingabe und Vertrauens zum himmlischen Vater. Und wenn es ein Marienwallfahrtsort ist? Nun, es ist das eben eine Stätte, an welcher der Vater im Himmel die Macht der Fürbitte des auserwählten Werkzeuges der Gnade, Maria, der Mutter Jesu, besonders offenbar machen will.

Und an den Gräbern der einstigen Wohnstätten der Heiligen, der großen Freunde Gottes, der Helden der christlichen Liebe — wie sollten wir an ihnen nicht auch vertrauensvoll beten, daß Gott um seiner Getreuen willen uns erhören werde? Freilich dürfen wir überall Erhörung hoffen, wenn wir recht beten, aber viele Seelen werden an solchen Stätten angeregt, eifriger und andächtiger beten, und sich inniger an Gott anzuschließen. Auch will eben der liebe Gott durch besondere Gunsterweisungen an solchen Orten seine Heiligen verherrlichen. Schon in den ersten christlichen Zeiten, als das Blut der Christen in Strömen floss, wallfahrte man. Dies bezeugen zahlreiche Denkmäler auf den Märtyrergräbern und in den Katafomben Roms.

Alles in der Welt will hie und da Abwechslung und Zerstreuung, und meint, daß es sich dann fröhlicher arbeiten lasse, wenn das Leben nicht gar zu eintönig verlaufe; nun denn, auch die Seele bedarf für ihr religiöses Leben gewisser Abwechslungen und geistiger Erfrischungen. Auch die menschliche Schwachheit, die so schnell sich einschleichende Lauheit bedarf der öfteren Aufrüttelung. Diese findet der Katholik in der heiligen Kirche zahlreich, besonders in Missionen, Exercitien, Wallfahrten und Prozessionen.

Es ist wirklich seltsam!

In einer Zeit so großen Vergnügungssucht, in dem Jahrhundert der Reisen und Ausflüge zieht man über das katholische Wallfahren los, statt erbaut und gerührt zu werden, daß diese guten Leute so durchdrungen sind von Gottesliebe, daß sie sich kein Vergnügen, keine irdische Freude, keine Erholung ohne Gottesdienst, keine Reise ohne ein religiöses Ziel denken können. Wir Alle sind auf der Wanderschaft und haben hinieden keine bleibende Stätte. Diese Wahrheit ist es nicht zum Mindesten, welche in dem Menschen, wenn auch ihm unbewußt, den Wandertrieb erzeugt und fördert. In dem katholischen Wallfahren findet derselbe seinen schönsten und edelsten Ausdruck. Wir sind arme Pilgrime auf Erden, geschaart um das Kreuz Christi, unser Ziel ist Gott! — —

In den nichtkatholischen Gegenden kennt man das Wallfahren nicht. Dort hat das Volk nichts zur Erhebung und Erfrischung seiner Seele. Man muß in solchen Gegenden gelebt haben, wie es dem Schreiber dieses einst durch viele Jahre beschieden war, um sich einen Begriff von dem düsteren trostlosen Leben dieser Armen zu machen, um zu begreifen, welche Wüsten entstehen, wenn das Licht des katholischen Glaubens den Menschen genommen wird.

Der katholische Glaube befriedigt Verstand und Herz in gleicher Weise. Er erfrischt, beglückt und erfreut den Geist und erweitert den inneren Blick, schafft wahre Bildung und bahnt zu jeder Wissenschaft und Kunst den Weg. Er ist das heilige Gut der Gemeinschaft der Gotteskinder. Und was in ihm und durchdrungen von ihm der eine schafft, daran nimmt die Gemeinschaft Theil. Auch die Kunst steht in der katholischen Kirche im Dienste des heiligen Glaubens, ja, wahre Kunst verdankt ja nur der Religion ihre Existenz.

Auch der Hermste erfreut sich in den herrlichen Tempeln an den schönen Skulpturen, Malereien, Statuen und

Bildern; in der heiligen Kirche empfängt der Arme auch seinen Theil an dem Schönen, was die Erde bietet, und er empfängt es im edelsten christlichen Sinne: als Förderungsmittel der Gottes- und Nächstenliebe. Dazu dient ihm die Schönheit der Kirchen, Kapellen und religiösen Gegenstände, dazu die Musik, dazu die Poesie, dazu die Natur, die er genießt, singend und betend in Gemeinschaft mit seinen Mitchristen.

Man spricht in unserer Zeit viel von der Lösung der sozialen Frage. Das Wallfahren ist auch ein Mittel und nicht eines der kleinsten, für diesen großen Zweck. Es geht das schon deutlich aus dem Gesagten hervor; es sei aber noch hingewiesen auf die schöne Harmonie, in welcher bei den Wallfahrten der Priester und Seelsorger mit seinen Gläubigen, auch mit dem Geringsten seiner Heerde erscheint. Das Wallfahren bringt die verschiedenen Stände einander näher, es schleift die Gegensätze der Rangstufen wenigstens in ihren Härten wesentlich ab, und giebt Gelegenheit zu Erweisen gegenseitiger Achtung und Liebe. Es ist ein geselliges und gesellschaftliches Zusammensein in gewissen Pausen und auch auf der Reise selbst, und das ist viel wert, es tödtet die Keime des Neides in den Einen, die Keime des Hochmutes in den Andern; der Arme fühlt sich gehoben und der Vornehmere durch den edlen Sinn und die Genügsamkeit des Armen beschämt, durch seine Gottesliebe erbaut. Ja, die geschmähten katholischen Professionen und Wallfahrten tragen mehr zum Volkswohl und Volksglück bei, als all' die Schriften und all' die Professorenweisheit, die nicht herausgewachsen ist aus der alleinigen Quelle aller Weisheit und Wahrheit und alles Glückes: aus dem heiligen katholischen Glauben.

Primiz der ersten Heiligkreuzer Jöglinge.

Der 9. und 11. Februar 1902 waren für das Missionshaus Heiligkreuz Tage von hoher Bedeutung. Zwar ging in Heiligkreuz selbst alles seinen gewohnten Gang, nichts kündete etwas Außergewöhnliches an. — Aber in weiter Ferne, in Mödling bei Wien, da trug ein Haus derselben Genossenschaft Festesschmuck. Fröhlich umwehten weißgelbe Fahnen die Heilige-Geist-Kirche von St. Gabriel und eine Schaar Fremder ging da aus und ein mit glücklichen, strahlenden Gesichtern und doch so tief bewegt und feuchten Augen. Es waren Väter und Mütter und Unverwandte von 26 jungen Diakonen, die sich bereiteten, alsbald die heilige Priesterweihe zu empfangen. In ihrem Namen hatte soeben ein Priester des Hauses in den Räumen der Fremden an der Pforte die Eltern gebeten, ihren Söhnen zu verzeihen, wenn sie vielleicht gefehlt und ihnen Sorge bereitet und ihnen den elterlichen Segen in dieser bedeutungsvollen Stunde zu erteilen. Ach, diese Kinder, die sie Gott gegeben, ganz und rückhaltlos, sie hatten ihnen ja niemals wehe gethan, vielmehr wirkte ihr Beispiel, ihr Gebet und ihr Einfluß schützend und stärkend auf die Geschwister daheim. Und als sie nun demütig niederknieten, diese unschuldigen, reinen Söhne, da überwältigte Alle eine wortlose Rührung, und während die Eltern ihre Kinder segneten, fielen diesen die Thränen reichlich auf's Haupt.

Im festlichen Zuge schritten 26 Weibkandidaten, geleitet von Priestern des Hauses, gefolgt vom hochwürdigsten Herrn Weihbischof Dr. Schneider, dem Rektor des Hauses, Herrn Dr. Breidenbach (dem früheren Präseften von Heiligkreuz) und dem greisen Generaloberen und Stifter der Genossenschaft, P. Janssen.

Unter den 26 Weibekandidaten waren auch 2 der ersten ehemaligen Heiligkreuzer Jöglinge, welche nach einigen Jahren Vorstudien in Heiligkreuz eingetreten und

man am Ziel ihrer Sehnsucht standen. Die erhabenen Ceremonieen der Kirche, welche den großen Moment der Handauflegung des Bischofs begleiten, werden wenig gekannt und verstanden. Diese Erfahrenen waren durchdrungen von ihrer hohen Bedeutung. Als sie nun Alle niedergeworfen auf ihr Angesicht vor dem Altare lagen, und sich Gott zum Opfer brachten, da sagte ich mir: Welche Gefühle, welche Gedanken, welche heißen Gebete mögen diese jugendlichen Herzen erfüllen! —

Könnten die Menschen, welche da draußen „Eos von Rom!“ rufen und die Bethörten, welche den Rufern folgen, in diesen Herzen lesen! Könnten sie lesen in den Herzen aller Versammelten, des Bischofs sowohl wie der Priester des Hauses, des Generaloberen, und der ganzen Versammlung von Hunderten von Novizen, Studierenden u. s. w.! Wie würden sie staunen über die Größe des Glückes und der Freude, des Edelmutes und des Heroismus, der Reinheit und heiligen Liebe, welche hervorsprossen, wie liebliche, saftige Wiesenblumen entlang des erfrischenden Stromes, auf dem Felsen der Kirche, an ihren immer strömenden Quellen! — Das Schöne ist der Abglanz des Wahren! Wo ist so viel geistige Schönheit, so viel Seelengröße, so viel Adel der Gesinnung zu finden, als in der Kirche Roms? Meinst Du, nur ein schöner Wahn sei es, der diese Wirkungen hervorbringe? Ist das Dein Ernst, Du „Eos von Rom“-Stürmer, warum lässest Du den Menschen nicht den schönen Wahn? Nein, Du fühlst im Innersten Deines Herzens, daß es kein Wahn, daß es Wahrheit ist. Darum hassest Du so sehr die katholische Kirche und ihre Lehre. Man kann nicht etwas hassen, was nicht ist, man haßt nur Wirkliches. Die katholische Lehre ist etwas Wirkliches, ist Wahrheit; darum die Blut Deines Hasses, Du Armer, Unseliger! — Und Du armer Zweifler? Tritt doch nahe heran, nimm diese katholische Lehre in Empfang und betrachte sie von allen Seiten, prüfe sie, erfasse sie, schaue zu, ob sie

Widersprüche enthält, oder auf festen Fundamenten steht, ob Du mit Recht von ihr fernbleiben darfst, oder ob nicht Dein fernbleiben ein Widerstehen der von Gott geoffenbarten Wahrheit bedeuten würde. Dein ganzes Herz dürstet nach Glück, und da, wo allein es sich Dir bietet, da meinst Du, es sei Wahn und Täuschung und die Wahrheit sei nur da, wo Verzweiflung und Vernichtung Dir höhnisch entgegengrinst? O, welcher schlechter Philosoph bist Du doch! Du Armer, Unglücklicher! —

Aber Du glaubst, man biete Dir nur einen Wechsel auf ein künftiges Glück, hier sei es damit nichts. O nein, Du irrst; das Glück ist schon hier auf Erden der Anteil der Kinder der Kirche, es ist so groß und hehr, daß kein Schmerz und Leid, keine Trauer und keine Thränen es verdunkeln oder erlöschen können. Es erleichtert alle Schmerzen, gießt Balsam in die Wunden und bleibt als wahre reine Freude im Herzen, ob auch von außen der Himmel umwölkt erscheint und Donner rollen, und Blitze zucken und Steingeröll und Dornen den Fuß des Erdenpilgers blutend machen.

Die anima naturalis christiana (von Natur aus christliche Menschenseele) gab einst einem heidnischen vorchristlichen Philosophen in China das Wort in die Feder: „Das Glück in Gott grünt fort wie Epheublätter in Sturm und Wetter.“ — Nur spärliche Lichtblicke fielen vom Paradiese aus auf die Wege des Heidentums, Lichtblicke, welche die redlich suchende Seele zurechtwiesen und hinwiesen auf Herkunft und Ziel, auf Schuld und Hoffnung und auf den kommenden Retter. — Das war für jene Heiden der Weg zum Glück, zu einem fortgrünenden Glück — wie Epheublätter — in Sturm und Wetter.

Schon der spärliche, dürstige Hinweis auf das große, reiche Glück, das der ersohnte Erlöser der Menschheit bringen werde und das seine Strahlen werfen werde, auch auf Vergangenheit und Zukunft, auf Zeit und

Ewigkeit — das hat die im Uebrigen im Finstern wandelnde Menschheit erhalten, hat die redlichen Seelen getröstet und erquickt. Wenn nun schon die spärliche Hoffnung auf das Glück, das der Ersehnte bringen werde, und das auch ihr zu Theil werden solle, in die Seele des ehrlichen Heiden solchen Trost zu bringen vermochte, was muß es sein, um das Glück der Kinder des Hauses Gottes, das in seiner ganzen Fülle und Klarheit ihren Weg beleuchtet, ihre Herzen erwärmt, sie beseligt und mit himmlischen Gütern erfüllt! — In dieser Atmosphäre des Himmlischen wird jedes Leid gemildert und jede irdische Freude, jeder irdische erlaubte Genuß erhöht, verklärt, gewissermaßen vergeistigt. Liebe und Freundschaft, alle Beziehungen der Menschen zu einander, jede Begegnung auch mit Fremden und Unbekannten — alles erhält ein ganz anderes Gepräge unter den Kindern des Hauses Gottes, unter denen, die wahr und ganz ihren Geist und ihre Lust und ihre Heilsquellen auf sich wirken lassen. — — —

Was soll ich sagen von dem großartigen Augenblick der Priesterweihe? Der Bischof stand am Altare, und einer dieser jungen Diakonen nach dem anderen trat heran — kniete nieder zu den Füßen des Bischofs und dieser legte ihm betend die Hände auf. — Und der junge Priester ging hinweg, an seinen Platz zurück, einer nach dem anderen und trug mit sich einen unsagbar großen Reichtum, eine Macht, größer als jede irdische und größer als die Macht der himmlischen Heerschaaren, welche den Thron Gottes umgeben. Zitternden, bangen und doch jubelnden Herzens waren sie niedergekniet, und als die Hände des Bischofs auf ihrem Haupte ruhten und er über ihnen betete, da ging die große Veränderung mit ihnen vor, da geschah, was sich in den ersten Zeiten der Kirche ereignete, als die Apostel die Gewalt, die sie direkt vom Herrn empfangen, auch auf ihre Jünger übertrugen.

Es sind seit jenen denkwürdigen Zeiten, da die

segnenden Wasser der priesterlichen Gewalt aus ihrem Quell hinausströmten, immer stärker und stärker anschwellend, um die ganze Welt zu durchfluten, zu erfrischen und zu heilen, so etwa 1866 Jahre vergangen (etwa 33—34 Jahre nach Christi Geburt) und in ungetrübter Klarheit ergießen sich jene Fluten weiter und weiter — es ist noch heut wie damals, alles Wesentliche in dem großen ausgestalteten Reiche Gottes dasselbe, wie damals in den primitivsten Anfängen der Kirche. — Still und ruhig alles nach Außen — aber in diesen jungen Herzen mochte es heiß auflodern und glühen voll Dank und Jubel und Seligkeit. — Nun waren sie Organe der Erbarmungen Gottes, Stellvertreter Christi, berufen und verpflichtet, sein Werk fortzusetzen, zu vollenden und die Reichtümer seiner Gnaden der Welt mitzuteilen. —

Der Zug bewegte sich zurück, und dann erst mochten die jungen Priester sich gegenseitig beglückwünschen und die Glückwünsche Anderer in Empfang nehmen. Die Freudenthränen, die aus manchen Augen quollen, das strahlende, fröhliche Leuchten, welches aus anderen sprach, die ganze freudeerfüllte, sanfte Heiterkeit, welche über dem ganzen Wesen dieser jungen Priester lag, — sie ließen mich recht lebhaft empfinden jenes bekannte Wort des protestantischen Dichters Uhland: „Der glücklichste Mensch ist der katholische Priester.“

So glücklich — und doch so geschmäht und verlästert! So glücklich — und doch so streng verpflichtet zur Be-zähmung des Natürlichen! So glücklich — und doch ganz arm! So glücklich — und doch der Freiheit des Handelns beraubt! So glücklich — und doch in Unge-wißheit ihres künftigen Geschickes, ja mit der Aussicht auf ein einsames, hartes, mühseliges, entbehrungsreiches, strapaziöses Leben unter fernen, fremden, unkultivierten Menschen! So glücklich — und doch schwere Leiden oder gar ein blutiger Tod ein Los, das leicht sie treffen kann, wie es so viele apostolische Glaubensboten vor ihnen getroffen! —

Es ist doch ein ganz eigenes Glück, das Glück in Gott! Und es ist um so größer, um so himmlischer, je näher jemand Gott steht. Der Priester steht Ihm schon nahe durch sein hehres Amt, und ist er mit ganzer Seele Priester Gottes, dann ist er in Wahrheit der glücklichste Mensch. —

Um die Mittagszeit vereinigte ein gemeinsames Mahl die jungen 26 Priester mit ihren Angehörigen in einem Saale des Hauses. Ich saß den beiden einstigen Heiligkreuzern gegenüber, einem Bayern mit hellem Teint und weißlich blondem Haar und einem Slovenen mit dunklem Teint und rabenschwarzem Haar, aus dem uns Schlesiern fast wie ein Märchenland fern dünkenden Krain. Beide repräsentierten eigentlich ihrer natürlichen Anlage nach den Frohsinn und Ernst. Der Bayer hatte auf seinen Lebensweg eine natürliche Heiterkeit mitbekommen. Er war der allererste Heiligkreuzer Jögling, der wegen Kopfschmerzen und dem ihm nicht zusagenden holländischen Klima von Steyl nach Heiligkreuz geschickt wurde. Ich habe ihn noch lebhaft vor mir, wie ich ihn vor zehn Jahren, noch vor der Eröffnung des Missionshauses, im alten Hofe mit einem Buche traf. Der Slovene empfing als natürliche Mitgift einen Ernst, wie man ihn auf wenigen jugendlichen Gesichtern findet. Aber dieses ernste, südliche Gesicht konnte doch auch lächeln und die Freude des Tages widerspiegeln. — Zur Seite des Bayern saßen Mutter und Bruder, schlichte einfache Landleute, die Mutter (zweite Mutter) in bayrischer Landtracht. Der Slovene erwartete erst für den Tag der Primiz Mutter und Brüder.

Am Tage nach der Priesterweihe, am Vortage der Primiz, durften die Angehörigen die jungen Priester nicht sprechen; denn diese verharrten in stiller Sammlung und Vorbereitung.

Am Nachmittag jedoch wurden alle Unverwandten in die Krypta der Kirche, die Unterkirche, geführt, woselbst P. Kösters eine Ansprache hielt, um auch die

Väter und Mütter und Geschwister 1c. auf den großen Tag und auf den Empfang der heiligen Sakramente vorzubereiten.

Im Rundgang, den ähnlich wie in der Oberkirche ein Kapellenkranz begrenzt, waren Kniebänke aufgestellt, wo die Angehörigen nun niederknieten. Bald erschienen die 26 Neopresbyter und erteilten nacheinander den Anwesenden, jedem einzelnen, den priesterlichen Erstlingssegnen. —

Der Rest des Nachmittags war der Besuchung des in der Oberkirche ausgesetzten heiligsten Sakramentes und — der Gewissenserforschung gewidmet. — Da ist manche Lebenserneuerung, manche große Rechenenschaft im Beichtstuhl gefolgt. Diese Tage waren ja so ganz dazu angethan, herzhafte Entschlüsse zu wecken und einen höheren Anlauf zu nehmen.

Am frühen Morgen, nachdem die älteren Priester des Hauses das heilige Messopfer dargebracht hatten, sollten 13 Neopresbyter um 7 Uhr, 13 um 9 Uhr die Primiz feiern. Beide Heiligkreuzer waren für 7 Uhr bestimmt. In einem an der Kirche gelegenen Corridor bildete sich der Zug, jedem einzelnen jungen Priester folgten seine Angehörigen. Ich begleitete neben dem bayerischen Mütterchen und einem Sohne desselben den einstigen ersten Heiligkreuzer Jögling, P. Joseph Bock, zum Altare. Vor uns im Zuge ging der zweite Heiligkreuzer, P. Eycill Seigerschmidt, dem seine 2 geistlichen Brüder, der eine Professor aus Agram, der andere ein Pfarrer des slovenischen Volkes, assistierten. Ihren 3 geistlichen Söhnen folgte das glückliche, alte Mütterchen.

Rings um den hochgelegenen Hauptaltar und das Chor zieht sich, einen Rundgang begrenzend, ein Kranz von 9 Altären in nischenartigen Kapellchen. Vor einem jeden Kapellchen erwartete eine Kniebank die Angehörigen. Mit dem Hauptaltar und 3 unterhalb des Chores liegenden Altären bot die Kirche gerade 13 Altäre dar. Dem P. Bock assistierte P. W. Schmidt, der im

Anfange seiner priesterlichen Thätigkeit, gerade zur Zeit der Eröffnung von Heiligkreuz dort als Lehrer thätig war.

Wenn irgendwo eine Primiz gefeiert wird, welche Freuden, welche Festlichkeiten! Und hier begannen 13 Priester gleichzeitig zum erstenmale die Feier des heiligen Opfers! Nur wenige Angehörige bei jedem einzelnen. Bei den meisten Altären knieten nur 2 bis 3 Personen — zuweilen nur eine Mutter; einem der Priester war es versagt, auch nur ein Glied seiner Familie bei der großen Feier zu sehen.

Der Augenblick der Wandlung nahte. 13 Priester bereiteten sich an dieser Stätte, das Wort Gottes herabzurufen, auf daß es wiederum Fleisch werde und unter uns wohne. Das war ein großes, ergreifendes Schauspiel, und ich glaube, manches Auge ist feucht geworden. — Und als der greise Generalsuperior und Stifter der Genossenschaft 13 mal das übliche Gebet anstimmte, in das die ganze Versammlung einstimmte: „O himmlischer Vater, Ich opfere Dir auf, Deinen geliebten Sohn, für die Bekehrung eines Ungläubigen und eines Sünders, und für die Befreiung einer armen Seele. Amen.“ Da meinte ich aus dem Ton der Stimme herauszufühlen, wie inniger und ehrfürchtiger Dank sein Herz erfüllte gegen Den, der diesen reichen Erntetag und so viele vorausgegangene beschieden, der seine Pläne und Arbeiten, wenn auch unter Leiden und Kreuzen aller Art, so reich und überreich, mehr, als er zu hoffen gewagt, gesegnet hatte.

Da waren nun auch die ersten Heiligkreuzer Blüten entfaltet! Möchten sie blühen zur Ehre Gottes und zur Belebung und Gesundung, zum Trost und Frieden der Menschen! Und möchten diesen Erstlingen viele, viele folgen, Jahr um Jahr, und Jahrzehnt um Jahrzehnt und ein Säculum nach dem anderen — zur Ehre Gottes und zur Rettung der Welt! —

An 13 Altären wurde jetzt die heilige Kommunion

erteilt, jeder Priester reichte seinen Angehörigen den Leib des Herrn.

Um 9 Uhr wiederholte sich in ganz gleicher Weise für die anderen 13 Neopresbyter diese große Feier in nämlicher Weise, nur mit dem Unterschiede, daß die Festpredigt den Primizen voranging. Hochwürdiger Herr Kanonikus Dr. Müller-Wien hatte dieselbe übernommen. Ich hatte vor, meinen Freunden einiges, wie ich es im Gedächtnis behalten, daraus wiederzugeben, da ich aber von einem mir bekannten Novizen hörte, daß er in einem Winkel des Oberchores stenographiert habe, bat ich ihn um das Skriptum. So kam ich in die Lage, meinen Freunden den Wortlaut vorlegen zu können.

„Pro Christo legatione fungimur.“ „Wir sind Gesandte an Christi statt.“

II. Cor. 5, 20.

Der heilige Chrysostomus spricht von Tagen, welche nicht Zunge, noch Lippen haben und doch laut reden. Solch ein Tag ist auch der heutige, an dem mehr als ein Viertelhundert junger Priester zum ersten Male die Patene erheben. Der heutige Tag spricht laut für die jugendlichen Priester; aber er ist auch von großer Bedeutung für das christliche Volk. Nicht unangebracht werden deshalb einige Worte der Erbauung sein, nach den Worten des Vorspruches, zu denen wir das Programm finden in den Worten der Engel auf Bethlehems Gefilden: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind!“ Wir werden einigermaßen einsehen, sowohl die Erhabenheit des Priesterstandes, als auch die Erhabenheit des heiligen Messopfers, wenn wir betrachten, wie der Priester ist:

1. der Vermittler des Lobes gegen Gott den Herrn und
2. der Vermittler des Friedens gegen die Menschen.

1. „Ehre sei Gott in der Höhe!“ Es ist dem vernünftig denkenden Menschen ein Bedürfnis, nach Aufklärung zu verlangen und solche zu suchen. Schon das kleine Kind fragt jeden Augenblick seine Mutter: „Mutter,

wozu ist das? was bedeutet das?" u. s. w. So drehen sich auch die Fragen des denkenden Menschen um das „warum“ und „wozu?“ Ja, wozu bist denn Du auf Erden? Und sonderbar! — die größte Nation der Aufklärung giebt in ihrem zu Tausenden verbreiteten Katechismus die Antwort: „Das weiß man nicht!“ Anders der katholische Katechismus. Er giebt das Ziel des Menschen klar und deutlich an: der Mensch ist auf Erden, um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen. Das Kunstwerk, der Mensch, soll den Künstler, seinen Schöpfer, loben; dies nicht blos des Morgens und Abends, nicht blos vor und nach dem Tisch, oder in Kreuz und Leid, sondern immer ohne Unterlaß. Der Mensch soll nach den Worten des heiligen Augustinus ein „wandelndes Te Deum“ sein, d. h. Gott loben in seinem ganzen Thun und Lassen, sich bemühen, ein guter, edler Mensch zu sein. So lehrt es der katholische Priester, der Vertreter seiner heiligen Religion. Wie hat die Welt dies Ziel zu erreichen gesucht? Zu Anfang des 19. Jahrhunderts predigte man den Pantheismus, dann ging alles auf in einem krasen Materialismus; die Folge davon war die Zuflucht zu einem allgemeinen Selbstmord, und endlich verkündigt man laut: „Wahr ist nichts — nichts ist alles!“ Wie erhebt da das Wort des katholischen Priesters, das er laut erschallen läßt: „Der Mensch ist ein wandelndes Te Deum!“ So ist der Priester in Wahrheit der größte Verkünder des Lobes Gottes, der Chorführer, welcher die ganze Menschheit hinleitet zu Gott. Ihm ist alles, alles behilflich zur Förderung der Ehre Gottes. Er kann es auch am besten und zwar:

1. durch sein Gebet. — Nicht ohne Bedeutung ist der Blick auf die in neuerer Zeit noch erfolgte Conversion eines protestantischen Pastors durch das Breviergebet.

Der Gedanke: es vereinigen sich täglich tausende von akademisch gebildeten Männern zum Lobe Gottes, er-

weckte in ihm den Wunsch, sich dieser Schaar anzuschließen. — Er versenkte sich in das Studium des katholischen Glaubens und trat in die heilige Kirche ein. Mehr noch als durch sein Gebet lobt der katholische Priester Gott 2. in der heiligen Messe.

Wir sind verpflichtet, Gott zu loben und zu ehren. Nun ist aber Gott ein unendliches Wesen, und der Mensch kann seiner Natur nach Ihm blos unendliche Ehre erweisen. Nur einer ehrte den himmlischen Vater mit göttlichen Ehren, und das war Jesus Christus. Jetzt ist es der Wunsch der Menschen, so wie Christus Gott zu ehren, und so kommt denn Jesus Christus den armen Menschen selbst zu Hilfe und vermittelt ihren Wunsch. Er giebt es und bewirkt es in der heiligen Messe, die der katholische Priester feiert, daß dem Schöpfer aller Dinge eine unendliche Ehre gezollt wird. Ja es ist keine hohle Phrase, sondern die lauterste und reinste Wahrheit: jede heilige Messe vermittelt der göttlichen Majestät größere Ehren als alle Engel und Heiligen zusammen ihm darbringen können. Hörten wir heute die heilige Messe zum ersten Male, wie würden wir staunen! Würde dies heilige reine Opfer auf der ganzen Erde nur an einem Orte dargebracht, wie würden wir uns beeilen, mit größter Ehrfurcht diesem erhabenen göttlichen Geheimnisse beizuwohnen! Groß war die Gewalt des Elias, der den Götzepriestern zum Trotz Feuer vom Himmel rief, welches sein Opfer verzehrte. Groß die Gewalt des Josue, die Himmelskörper bannte! Aber in der heiligen Messe steigt derjenige, der größer als die Sonne, auf des Priesters Geheiß auf den Altar. O Priestergewalt wie groß! für uns folgt hieraus Hochschätzung des Priesterstandes und die denkbar größte Dankbarkeit gegen Gott, der uns Vermittler mit ihm gegeben hat, ausgestattet mit so herrlichen Aemtern und großen Gewalten.

2. „Friede den Menschen.“ Es folgt dies eigentlich schon selbst aus dem Gesagten. Wir sollen Gott loben;

das geschieht durch die Hingabe an Jhn. Dadurch wird aber dem Menschen der reichste Frieden mitgeteilt, weil alle Hindernisse hinweggeräumt sind, die den Frieden der Menschen zerstören oder beeinträchtigen könnten. Der katholische Priester vermittelt den Frieden durch sein Wort, durch die Gnadenmittel und durch die heilige Messe.

Alle Menschen streben nach Glück und Zufriedenheit schon auf Erden. Schön hat das bekannte Wort des heiligen Augustinus seine Uebersetzung gefunden:

„Immer, immer suchest Du
Nimmer, nimmer findest Du,
Keiner, keiner stillt den Schmerz,
Einer, einer schuf Dein Herz;
Schuf's für sich, für sich allein,
Nur in ihm wird's ruhig sein!“

Geben wir Gott die Ehre, so giebt er uns den Herzensfrieden, der durch nichts zerstört wird, außer durch die Sünde. Ein frommer Bischof unserer Diözese sagte einmal: in der Nähe eines guten Priesters soll man sich wohl fühlen.“ Uendern wir es ab: „in der Nähe eines jeden guten Christen soll man sich wohl fühlen!“

Das eben ist die Eigentümlichkeit des Christentums, daß seine Gegenwart so wohlthuend wirkt. Vor etlichen Monaten verließ ein Missionar unsere Wienerstadt. Er sprach zum Abschiede in einer Herrengesellschaft, eben im Begriffe nach Birma abzureisen, um dort ein Haus für Aussätzige zu gründen. Ein Missionar, würdig an die Seite eines Devesler gestellt zu werden. Wahrscheinlich wird auch er desselben Todes sterben, angesteckt vom Aussatz in seiner Liebesthätigkeit, wie sein Vorbild, dem zur Anerkennung eine akatholische Regierung ein Denkmal errichtete. Dieser Herr erzählte, wenn er den Aussätzigen die Wunden reinige und die Würmer entferne, die sich dabei so zahlreich entwickeln, dann fragen sie oft: „Wie kommst Du dazu, solche Dienste mir zu erweisen; nicht Vater, nicht Mutter, noch Schwester leisten mir solche Liebesdienste? Wenn ich dann antworte: „Ich thue es, weil mein Glaube es mich so

lehrt, weil mein Gott es so gelehrt, weil mein Gott es so will“, dann flehen sie mich mit aufgehobenen Händen an: „O lehre auch mich diesen Glauben, der den Menschen so gut macht, lehre mich diesen Gott, der solche Verehrer hat!“ In der Nähe eines solchen Menschen soll man da sich nicht wohl fühlen? Doch solche Thaten, solchen Opfermut verlangt Gott von uns nicht, Er begnügt sich mit Kleinem, nur müssen wir thun, was Er will, müssen Ihn loben und Ihm dienen. Bischof Tschiderer von Trient soll selig gesprochen werden. Als er noch Pfarrer in Salmthal war, hatte er sich eine tägliche Ordnung festgesetzt. Jeden Morgen erteilte er Unterricht in der Schule, die auf einem Berge lag, und des Nachmittags in einer Schule, die auf einem anderen Berge lag. Er hatte seinen Weg so eingerichtet, daß er Mittags gerade im Thale war und dort nahm er an einer frischen Quelle sein Mittagbrot ein, ich sage Mittagbrot, denn es war nur hartes, schwarzes Brot, das er in die Quelle tauchte und dann genoß. Jahre lang beobachtete man, daß er stets die doppelte Quantität mitnahm, als er wirklich genoß. Gefragt nach dem Grunde, gab er zur Antwort: „Ich thue das, damit, wenn ich einen Armen finde, der auch zur Quelle kommt, er zum frischen Trunk auch einen Bissen Brot genießen könne.“ Christliche Zuhörer! Wüßten wir von diesem Manne nichts anderes, als diesen Zart Sinn, müßten wir uns in seiner Nähe nicht wohl fühlen? Sehet da die Erhabenheit der Lehre des katholischen Priesters! — Tragen wir alle das unsrige dazu bei, daß der Friede unter den Menschen herrschend werde.

Der Priester vermittelt den Frieden zwischen den Nationen, christliche Lehre befiehlt die Liebe der Nationen. Der Priester vermittelt den Frieden zwischen den Untergebenen und der Obrigkeit. „Keine Gewalt, außer von Gott gegeben!“ Sie fordert auf, dem Oberhauptes schuldigen Gehorsam und anhängliche Treue zu leisten, die Fürsten nach Recht und Gerechtigkeit zu leiten, sie

macht unmöglich was die ganze Geschichte des Altertums durchzieht, die Tyrannei. Das bringt die Lehre des katholischen Priesters. Ach, wie glücklich könnten die Menschen, die Nationen sein, wenn alle die hohe Würde des Priesters anerkennen würden, wenn alle die Lehre des Priesters annähmen! Sie lautet doch: „Friede den Menschen auf Erden!“

Und weiter vermittelt der Priester diesen Frieden durch die Gnadenmittel. Denn durch seine Absolutionsgewalt, welchen Frieden kann er da vermitteln! Der Sünder hat keinen Frieden. In Sünden leben heißt friedlos leben. Das bekennet auch der große Dichter Deutschlands: „Der Uebel größtes ist die Schuld.“ Die alten Heiden kannten auch nichts Schrecklicheres, als das Bewußtsein der Schuld. Sie personifizierten die Schuld, die Qualen der Gewissensbisse, durch die Furien; Schlangenhaare umgaben ihr Haupt, giftige Waffen führten sie. Paul Segneri, der über 20000 Seelen befehrt haben soll, sagte einst: Meine Zuhörer, wenn Euch auf der Straße eine Schaar von Negern begegnete, schwarz von Farbe, bedeckt mit dem Aussatz, mit schweren eisernen Ketten beladen und ein Mann käme des Weges, auf dessen Wort plötzlich die Ketten fielen, der Aussatz schwände, die schwarze Farbe des Aethiopiens (würde) in die weiße Farbe des Kaukasiers umgewandelt, wäre das nicht eine große Gewalt!! Christliche Zuhörer, der katholische Priester thut noch Größeres. Ist eine Seele noch so schwarz, noch so entstellt durch den Aussatz der Sünde, noch so sehr mit Satansketten beladen, wenn er spricht: „ego te absolvo“, so ändert sich der Schmutz der Seele in Reinheit und Glanz, es zerbrechen die Sündenketten, ein Kind des Teufels wird ein Gotteskind. Welche Macht! Priestergewalt wie groß!

Ein Mensch stürzt im Gewühl der Straße nieder, er ist dem Tode verfallen, einen Akt unvollkommener Reue kann er gerade noch erwecken. Ein Millionär, der gerade des Weges kommt, kann er helfen? Nein! Ein

Feldherr, der siegreiche Schlachten geschlagen, zieht an der Spitze seines Heeres vorüber, kann er helfen? Ja, nehmen wir an, es ginge ein Engel in Menschengestalt vorüber, kann er absolvieren? Nein! Selbst Maria, die Gottesmutter, kann sie absolvieren? Nein! Sie ist die Mutter des allmächtigen Gottes, so mächtig, daß wir ihrer Fürbitte bekanntlich eine Art Allmacht zuschreiben, aber absolvieren kann sie nicht. Ein einfacher Priester geht vorüber, sieht den mit dem Tode Ringenden, hebt die Hand und spricht: „ego te absolvo!“ und siehe, es lösen sich die Sündenbanden, die Himmelspforte öffnet sich, das Höllenthor wird geschlossen. O Priestergewalt, wie groß bist Du! Du allein konntest in letzter Stunde den Frieden vermitteln, eine Seele glücklich machen! Vor etlichen Jahren begegnete mir ein bekannter, lieber Herr, den ich lange nicht mehr gesehen und der jetzt ein Zeichen kaiserlicher Auszeichnung trug. Ich fragte nach der Ursache. „O, es freut mich“, antwortete er, „dies Zeichen kaiserlicher Huld, aber noch mehr freut mich die Veranlassung dazu. Ein Holzarbeiter fiel beim Fällen eines Baumes in die Traun und war dem Ertrinken nahe; ich gewahrte es, sprang herbei und rettete ihn. Es freut mich doppelt, einen armen Mann gerettet zu haben, der Witwe und Waisen zurückgelassen hätte. Der Gedanke, ein Leben gerettet zu haben, ist mir sehr süß und erfreut mich mehr, als der kaiserliche Orden.“ Geliebte Zuhörer! Wenn ein Priester sich sagen kann, ich habe eine Seele gerettet, und wenn auch nur eine Seele, ist das nicht ein süßer Gedanke! Verschieden sind die Ideale, die in des Studenten Brust ruhen, der seine Studien vollendet hat. Es ist etwas Ideales Arzt zu sein, am Krankenbett zu weilen und durch sein Eingreifen der Krankheit Grenzen zu setzen, etwas Ideales, durch langwierige Operationen und Kombinationen von Heilmitteln eine dem Tode schon verfallene Person der Welt zu erhalten, Eltern ihre Kinder, Kindern die Eltern zurückzugeben,

es ist etwas Ideales, als Jurist dem Rechte zum Rechte verholfen zu haben, etwas Ideales für den Gelehrten, wahre Völkerfreiheit und wahren Fortschritt vermittelt zu haben, aber was für ein Ideal ist es für den Priester, eine Seele, die ohne ihn ewig unglücklich gewesen, jetzt ewig glücklich gemacht zu haben, die nunmehr Gott lobt und preist, statt ihm zu fluchen! Das ist ein Ideal, dies das Bewußtsein eines katholischen Priesters! Frieden habe ich vermittelt! Frieden unsterblichen Seelen, Frieden für eine Ewigkeit! Hat der Arzt gewöhnliche Krankheiten zu heilen, so ist bei der Heilung derselben seine Freude nicht sonderlich groß; gelang es ihm aber sogenannte schwierige Fälle durch gefährliche Operationen glücklich zur Heilung zu bringen, wer könnte es ihm verdenken, wenn er sich darüber freut; und wenn der Missionar in solche Einöden dringt, wohin niemals die Wahrheit gelangt wäre, und er sich sagen muß: Wenn Du Dich nicht entschlossen hättest, hätten diese Menschen nie die Wahrheit erhalten, hätten sie nie Gott kennen gelernt, wären ihre Seelen nie gerettet worden, ist das nicht ein Gedanke, der reine, reinsten Freude genießen läßt?" Ja, der katholische Priester vermittelt den Frieden durch seine Gewalt, er nimmt den Fluch, der auf der Erde lastet, hinweg, er verwandelt ihn in Segen. — Mehr noch thut dieses der Priester durch das heilige Messopfer. — Wenn irgendwie eine erhabene Majestät beleidigt wurde, vielleicht durch ein Attentat, das glücklich mißglückte, so beeilt man sich, dem Monarchen Ovationen zu veranstalten, ihm auf außergewöhnliche Weise des Volkes Liebe zu bekunden.

Nach einer kleinen Pause fuhr der hochwürdige Herr Canonicus Müller in seiner tiefergreifenden Rede an die Primizianten weiter fort:

Wenn man nun bedenkt, daß die göttliche Majestät durch Sünden so vielfach beleidigt wird, wie freudig muß man da nicht sein bei dem Gedanken: wir haben ein Sühnungsmittel für Gott zur Tilgung unserer Sünden.

Wir haben das heilige Meßopfer, in dem geheimnisvoller Weise das Blut Christi zum Vater schreit, wie das Blut Abels, jedoch nicht um Rache, sondern um Gnade, Erbarmen, Versöhnung. In jeder heiligen Messe zeigt der göttliche Sohn von neuem sein Blut dem Vater, und wenn er dem Vater die Wunden zeigt, so ruft er Versöhnung herab und Vergebung, da leistet er Sühne, und zwar eine unendlich große Sühne. In der Schule haben wir wohl alle das Vorkommnis gehört, das von Alph. Albuquerque berichtet wird. Mit seiner siegreichen Flotte wollte er dem Vaterlande zusteuern. Kurz nach der Einschiffung brachte ein furchtbarer Wind das Schiff in große Gefahr. Alle strecken die Hände zum Himmel und flehen um Erbarmen, um Schutz. Da nimmt der Feldherr ein Kind, das eben getauft war, hält es zum Himmel empor und ruft mit lauter Stimme, die die Wogen des Meeres übertönen: „Um dieses unschuldigen Kindes willen, schone uns, o Herr, wenngleich wir durch unsere vielen und großen Sünden Deinen Zorn und Deine Strafe verdient haben!“ Der Sturm legt sich, der Spiegel des Meeres wird glatt, und wohlbehalten landet die Flotte am heimathlichen Gestade. Wenn nun Gott um eines unschuldigen Kindes willen große Gefahren abhält und versöhnt wird, wie muß er dann versöhnt werden, wenn das Opfer der heiligen Messe zum Himmel steigt!

Beliebte Christen! Wenn es erlaubt ist, ein subjektives Moment vorzubringen, so sage ich folgendes: Ich bin nur ein armseliger Priester, der wahrlich nicht viel von Tröstungen und Süßigkeiten beim Gebete verspürt, aber wenn ich vor meiner heiligen Messe — und ich thue es täglich — mich vor dem Altar niederkniee und sage: „Lieber Gott, ich will jetzt das heilige Meßopfer feiern, Dir ein unendliches Lob, ein unendliches Dank-, Bitt- und Sühnopfer darzubringen“, dann kommt in meine Seele eine Stimmung, daß ich aufjauchze vor heiliger Freude und Seligkeit. Der Priester leistet Gott

unendliche Sühne durch das heilige Messopfer. O, die göttliche Majestät, wie oft und schwer wird sie beleidigt, wie Wasser werden die Sünden hinuntergetrunken, und der Priester kann dafür Sühne leisten! O, meine jugendlichen Priester, halten Sie freudig den Gedanken fest: der Priester kann Frieden vermitteln zwischen Himmel und Erde!

Christliche Zuhörer! schätzen wir das katholische Priestertum! „verbum Dei rarum est!“ ruft schmerzlich der Prophet aus. Wenn wir in Diözesen über Priester-mangel klagen, und in unserer Diözese, hier, wo St. Gabriel steht, der Priester-mangel so hart empfunden wird, daß dem Bischof das Herz bluten muß, wenn eine große Anzahl Kinder nicht vom Priester den Religionsunterricht erhalten kann, wenn sie von Personen unterrichtet werden müssen, deren Glauben sehr fraglich ist, wenn viele Stellen in Gemeinden unbesezt bleiben müssen, allein, weil keine Priester da sind, so ist das in der That über die Massen traurig und schmerzlich. Bedenkt man aber die Herabsetzungen, die in den letzten zwei Jahren sich die Priester haben gefallen lassen müssen, so ist es nicht zu verwundern. Welch' heroischer Mut gehört dann nicht dazu, Priester zu werden! O, christliche Zuhörer, beten wir!

Das christliche Volk hat die Aufgabe, für heilige Priester zu beten; dafür sind die Quatembertage eingesetzt. Man sagt, der Priester-mangel sei eine Strafe für die böse Gewohnheit, die Quatembertage unberücksichtigt zu lassen. Die feiertage werden wohl gehalten, auch wohl die Tage der vierzig-tägigen Faste vor Ostern, nicht aber die Quatembertage. Thun wir, was wir thun können. Suchen wir den katholischen Priester zu ehren. Beten wir für gute Priester, damit Gott der Herr uns gnädig sei, und das Wort von der hiesigen Gegend nicht gelte: „verbum Dei rarum est“, dieses schreckliche Wort: „das Wort Gottes ist eine Seltenheit geworden!“

Meine jugendlichen Priester,
 die Ihr zum Theil schon die Primiz gefeiert, zum Theil
 jetzt im Begriffe dazu steht, thut es mit der denkbar
 größten Freude, schätzen Sie sich unsagbar glücklich,
 Priester zu sein. Und wenn nach dem heiligen Thomas
 die Anerkennung der Gnade die erste Stufe der Dank-
 barkeit ist, dann bringen Sie diese Gefühle mit; schätzen
 Sie sich glücklich! Heute hat Ihnen Gott der Herr
 alles gegeben; erneuern Sie darum das Opfer heute,
 das Sie bei der Ablegung der Profess ihm dargebracht
 haben. Geben Sie Gott die Ehre, um Seelen retten
 zu können. Legen Sie gleich auf die Patene alles, was
 Gott will. Legen Sie auf die Patene die Herzen Ihrer
 Eltern, die um ihren Altar stehen, oder in weiter Ferne
 weilen, oder schon schlummern in kühler Erde. Sagen
 Sie dem lieben Gott, wie Sie in der jugendlichen Kind-
 heit so oft gebetet: „Vergilt, o Gott, weil ich nicht
 kann, das Gute, was sie mir gethan!“

Legen Sie auf die Patene die Herzen Ihrer Ver-
 wandten, Ihrer Wohlthäter und Geschwister, die heute
 sich alle mit Ihnen freuen, ersuchen Sie ihnen alles
 Gute vom Herrn! Legen Sie auf die Patene Ihre junge
 schöne Kongregation, der anzugehören Sie das Glück
 haben. Wie das Senfkörnlein, hat sie sich in einigen
 Dezzennien zu einem mächtigen Baum entfaltet, der alle
 Länder überschattet und in allen Welttheilen die schönsten
 Früchte bringt. Legen Sie auf die Patene alle Seelen,
 die vielfach gefährdet und in besonderen großen Gefahren
 sind, an Glauben und Sitten Schiffbruch zu leiden, Ge-
 fahren, von denen viele gar keine Ahnung haben.
 Flehen Sie für diese mit dem seligen Clemenz Hofbauer:
 „O Herr, laß uns unseren heiligen, reinen katholischen
 Glauben!“

Legen Sie auf die Patene die Anliegen aller geist-
 lichen und weltlichen Vorgesetzten, daß sie Gott dem
 Herrn die gebührende Ehre geben und Frieden zwischen
 Gott und dem Menschen vermitteln. — Opfern Sie

endlich auch die Anliegen ihrer Mitbrüder und des ganzen christlichen Volkes Gott dem Herrn auf, jetzt, wo Sie hintreten wollen zum Primizaltar, um dem Herrn der Heerschaaren das Erstlingsopfer zu weihen.

Wir Alle aber wollen aus der Freude des heutigen Tages den Vorsatz mitnehmen, weiter zu arbeiten und zu beten alle Tage unseres Lebens.

„Damit, wenn einst wir selig wallen
Vom Thränenthal zur Himmelsthür,
Wir Alle können freudig lallen:
„O, großer Gott Dich loben wir!“

Amen!

Nach der Feier der zweiten 15 Primizen bildeten sich in den Sprechzimmern zwanglose Gruppen, die jungen Priester mit ihren Angehörigen, dann vereinigte alle das gemeinsame Mittagsmahl.

Es war fast 14 Jahre her, seit ich einer Primiz der Steyler Genossenschaft beigewohnt hatte. Es war damals 7 Neopresbyter gewesen und unter ihnen waren auch der unseren Lesern durch seine schönen Berichte vielbekannte Chinamissionar P. Volpert und — P. Henle, der sein Opferleben mit seinem blutigen Tode beschloß. Ich mußte recht lebhaft an jenen Tag zurückdenken. Es präsiidierte wieder an der Spitze der Tafel, wie damals, der Stifter der Genossenschaft, nur sein Haar war gebleicht und die Züge gealtert. Von den übrigen, damals anwesenden Priestern war wohl keiner in der Runde. Das Wort ihres Meisters: „Geht hin in alle Welt!“ hatte sie in alle Winde verstreut. Auch die Glücklichen, welche heut ihr Hochfest begingen, erwarteten nach Vollendung ihrer Studien (denen alle ohne Ausnahme noch längere Zeit obzuliegen haben) ein gleiches Loos. Noch wußten sie nicht, wohin der Herr sie berufen würde, aber sie waren alle bereit, dem Herrn zu folgen, um für Ihn Zeugnis abzulegen — wie Er auffahrend zum Himmel als letzten Befehl es ihnen hinterlassen — bis an die Enden der Erde. —

Als die Zeit des Abschiedes gekommen war, sah und sprach ich einige Mütter. Sie waren heiter und ruhig, keine von ihnen weinte; vielmehr hörte ich eine derselben sagen: „Ich bin ganz glücklich. Wenn mein Sohn auch in weite Ferne kommt, und ich ihn nicht mehr sehe; ich habe sein Bild immer vor mir auf dem Pianino stehen, ich bin mit ihm vereint im Gebet; ich weiß, er dient in Unschuld und Eifer dem lieben Gott und thut nur Gutes. Wie manche Eltern haben ihre Kinder immer um sich und ihr Haar bleicht früh, und sie sinken vor Gram vor der Zeit ins Grab.“ Die anderen Mütter stimmten alle ein. Ich mußte da an einen einfachen schlichten Landmann denken, den ich auf dem Bahnhofe in Frankenstein bei meiner Abreise gesehen und gehört hatte, als er im Gespräch mit ein paar Frauen, welche über den frühen Tod kleiner Kinder klagten, sehr lebhaft widersprach, sie möchten doch nicht klagen, die Kinder seien so gut aufgehoben, „je jünger, desto besser, dann darf man sich wenigstens nicht ärgern.“ Das wiederholte der Mann noch mehrmals sehr erregt. Wie viel Gram, wie viel verhaltenes Leid eines blutenden Vaterherzens sprach aus diesen Worten und aus den Zügen des Mannes. Ich hatte ihn mit Mitleid betrachtet, und nun tauchte sein früh gealtertes Gesicht wieder vor mir auf, als ich diese Mütter so glücklich sah.

Ich habe das erzählt, weil ich allen Eltern Muth machen möchte, welche ihre Kinder dem Missionsberufe entziehen wollen, um sich nicht von ihnen zu trennen, und allen denen auch wollte ich es sagen, welche ihren Einfluß geltend machen wollen, um die Eltern abzuhalten, das Opfer der Trennung zu bringen. Möchte doch niemand solchen Berufungen sich entgegenstellen; es folgt dann in der Regel diesem Versagen einst bittere Reue.



Im Verlage der Katholischen Verlagsgesellschaft m. b. H.
in Frankenstein i. Schl. sind erschienen:

Des braven Fiakers Osterfreude und Der Stangelberger
Poldl. Zwei Erzählungen von Freiin Enrica von Handel-
Mazzetti. Mit Illustrationen, 8°, 80 Seiten steif broschiert,
Preis 25 H.

's Engerl und Dora. Zwei Erzählungen derselben Verfasserin in
gleicher Ausstattung und gleichem Umfang. Preis 25 H.

Über die Handel-Mazzettischen Erzählungen schreibt der
„Badische Beobachter“:

Mit diesen beiden Bändchen eröffnete die Katholische Verlags-
gesellschaft ihre Verlagsthätigkeit. Die Verfasserin ist eine in weiten
Kreisen wohlbekannte und sehr beliebte Schriftstellerin, die hier in
überaus fesselnder und lebensfrischer Darstellung die sozialen Gegen-
sätze unserer Zeit in ihrer Härte zeichnet, aber auch in ergreifender
Weise den Weg zum Heile und zur Versöhnung zeigt. Diese lieb-
lichen Erzählungen werden alle Schichten der Bevölkerung gleichmäßig
befriedigen und man wird sie gern und mit vielem Interesse lesen.
Manches verbitterte und erkaltete Herz wird zu gesünderen Anschau-
ungen gelangen durch den warmen Hauch christlichen Lebens, der
dem Leser aus diesen Erzählungen entgegenweht. Die Ausstattung
der Erzählungen ist eine sehr gute, die Illustrationen sind kleine
Kunstwerke, der Druck ist kräftig und auch für schwächere Augen
ohne Ermüdung zu lesen. Der Preis ist in anbetracht der guten
Ausstattung ein sehr mäßiger. Das Prinzip der Gesellschaft, gediegene
Volksliteratur in guter Ausstattung zu billigen Preisen zu liefern,
hat sich schon in den ersten Publikationen trefflich bewährt. Mögen
sie recht viele Leser finden.

Gott schickt noch immer Engel. Erzählung von Ernst Ringen
(E. Schilling). Illustriert von Gustav Olms. 8°, 70 Seiten,
steif broschiert. Preis 20 H.

Die Hand des Herrn. Erzählung von M. von Elensteen (Verf.
des preisgekrönten Romans „Friede den Hütten“). Mit Illu-
strationen. 8°, 32 Seiten, steif broschiert. Preis 10 H.

Hochwassersegen. Erzählung von derselben Verfasserin, in gleicher
Ausstattung und gleichem Umfang. Preis 10 H.

Eine moderne Kanzel. Von H. Agnetus. 8°, 40 Seiten, mit
Illustrationen, steif broschiert. Preis 10 H.

Des Sanderbauern Dienstboten. Erzählung von C. Arand.
Illustriert von Gustav Olms. 8°. 32 Seiten, steif broschiert.
Preis 10 H.

Ich mag ihn nicht. Erzählung für die Jugend von Baronin
Enrica von Handel-Mazzetti. Illustriert von Gustav Olms.
8°, 32 Seiten, steif broschiert. Preis 10 H.



- Verfchlungenne Wege. Erzählung von Rebeatis (M. Pögel).
Unſcheinbar. Erzählung von C. Brand.
Der Talisman. Erzählung von M. von Efenſteen.
Die Wucherpret. Erzählung von Sileſia (Agnes Siebelſt).
Ave Maris Stella. dto. dto.
Auf ſchiefer Ebene. dto. dto.
Am Weihnachtsabend. dto. dto.
Gottes Wege ſind wunderbar. dto.
Das Verſprechen. Erzählung von Amelia Rodriguez. Aus dem
Portugieſiſchen überſetzt von Profeſſor P. Lehmann.
Die Wallfahrt nach St. Annaberg. Erzählung von Pfarrer
Nieborowski.
Bis an die Enden der Erde. Von Em. Buch.
Fahrläſſig getötet. Erzählung von Baronin Enrica von Handel-
Mazzetti.
Als die Franzoſen in St. Pölten waren. Eine Kloſter-
geſchichte für die weibliche Jugend von derſelben Verfaſſerin.
Der letzte Wille des Herrn Egler. Novelle aus Alt-Wien
von derſelben Verfaſſerin.
Damian der Mohrenknabe. Weihnachtsſpiel von Pfarrer Paul
Nieborowski.
Weihnachten im Himmel. Weihnachtsſpiel von demſelben
Verfaſſer.
Talitha. Weihnachtsſpiel in zwei Aufzügen von Baronin Enrica
von Handel-Mazzetti.
Das Weihnachtskind. Weihnachtsſpiel von Curatus Bohn.
W Cieniu Kościoła. Pogadanki ku nauce i roſrywce. Z nie-
mieckiego przetłomaczone przez Maryą z Kobylſkich. 5. Tomów,
każdy tom ſtanowi oſobną książkę i jeſt oſobno do nabycia.
Nasza wiara jeſt wiarą rozumu. Słowo ku obronie i walce
przeciw niewiarze. Z niemieckiego przetłomaczone przez Maryą
z Kobylſkich.

Wojewódzka Biblioteka
Publiczna w Opolu

8003 \$



001-008003-00-0